# SKAGEN CONNECTION

DIE ERSTEN VERBINDUNGEN

DIE SCHATTEN PROTOKOLLE

NILS ERIKSEN



*Hinweis: Die Figuren und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.*

---

**»Skagen Connection«**

**Die Schatten-Protokolle - Prolog**

Copyright © 2026 by Nils Eriksen;

Titelbild: Blake Addicot / unsplash; Lektorat: Edition Svanen / Friedrich Steindorf; info@nils-eriksen.de

---

Edition Svanen
K. Sewekow
Droste-Hülshoff-Str. 35
22609 Hamburg
www.nils-eriksen.de

geschrieben mit:

WORDSTAR

# INHALT

1. Der Verrat 1
2. Skagen 23
3. Die Spur 42

Die Serie: Die Schatten-Protokolle 61

# KAPITEL 1
# DER VERRAT

Hamburg, im März 2000

Der Empfang im Festsaal des Hotel Atlantic dauerte schon zwei Stunden. Detlev Klüver hatte in dieser Zeit dreiundzwanzig Hände geschüttelt, sieben Gespräche begonnen und er hatte keines davon zu Ende geführt. Jedes Gespräch auf solchen Veranstaltungen war für ihn nur ein Vorwand, um gesehen zu werden. Er hatte längst verstanden, dass man mehr Eindruck hinterließ, wenn man weiterging, bevor der Gesprächspartner fertig war.

Er war aus dem Saal in die Lobby gegangen und weiter ins Restaurant, wo er am Fenster mit einem Glas Mineralwasser stand. Das hatte er seit einer halben Stunde nicht angerührt. Er sah auf die Außenalster hinunter. Die Lichter der gegenüberliegenden Uferseite spiegelten sich im schwarzen Wasser wie ein langer Streifen. Hinter ihm redeten hundertdreißig Delegierte seiner Partei aus ganz Norddeutschland über Haushaltslöcher, Koalitionsoptionen und den Bundeskanzler.

Klüver selbst hatte vor dem Abendessen gesprochen, genau zwölf Minuten lang über Energiepolitik und Küstenentwicklung. Der Applaus war mittelstark gewesen. Einige

Zuhörer hatten genickt, die meisten hatten sich weiter mit ihren Tischnachbarn unterhalten. Er kannte das Gefühl, und er hatte gelernt, es wegzuschieben. Denn es nutzte ja nichts. Schließlich wusste er, dass der Weg nach oben in Schleswig-Holstein lang war und Geduld verlangte. Es war allerdings mehr Geduld, als ihm lieb war.

»Sie haben vorhin von Offshore gesprochen.«

Die Stimme kam von links. Die Frage kam ohne die übliche Einleitung, die bei solchen Veranstaltungen jedem Gespräch voranging. Klüver drehte sich nicht sofort um, sondern ließ noch einen Moment vergehen. Dann sah er den Mann an, der neben ihm stand.

Er war Anfang vierzig, trug einen dunklen Anzug ohne Krawatte und hielt ein Glas Rotwein in der linken Hand. Sein Gesicht war schmal und die Augen waren hellgrau. Er sah Klüver mit einem Ausdruck an, als wüsste er, was der andere antworten würde.

»Phillipe Duchamp«, sagte der Mann und streckte die Hand aus. »Ich arbeite für eine Reederei in Oostende. Wir machen Hafenlogistik, Offshore-Service und Schwertransporte auf See.«

Klüver schüttelte die Hand. »Detlev Klüver. Ich bin im Landtag für den Wahlkreis Nordfriesland.«

»Ich weiß«, sagte Duchamp.

Sie standen nebeneinander und sahen auf die Alster. »Was genau hat Sie an meinem Vortrag interessiert?«, fragte Klüver.

Duchamp drehte das Rotweinglas langsam in der Hand, ohne davon zu trinken. »Sie haben gesagt, Schleswig-Holstein könnte der Vorreiter der Offshore-Windenergie in Deutschland werden, wenn die Politik die richtigen Weichen stellt. Das ist eine interessante Formulierung.«

»Eine zutreffende, finde ich.«

»Vielleicht.« Duchamp stellte das Glas auf die Fensterbank. »Darf ich Ihnen eine Frage stellen, Herr Klüver?«

»Bitte, nur zu.«

»Wissen Sie, wie viele Genehmigungsverfahren ein

einzelner Offshore-Windpark in deutschen Gewässern derzeit durchlaufen muss? Noch bevor der erste Pfeiler im Meeresboden sitzt?«

Klüver kannte die Zahl nicht genau, aber er kannte die Richtung. »Ich schätze, es sind zu viele.«

»Achtzehn verschiedene Behörden«, sagte Duchamp. »Auf Bundes- und Landesebene, plus die maritime Raumordnung, plus Umweltverträglichkeitsprüfungen, die im Durchschnitt vier Jahre dauern. Die Dänen haben Horns Rev in zwei Jahren genehmigt. Die Briten bauen gerade den ersten kommerziellen Park in der Irischen See.« Er machte eine kurze Pause. »Und wir stehen noch immer an der Küste und reden über Visionen.«

Klüver sah ihn an. »Sie sagen wir?«

»Ich habe ein Büro in Hamburg und einen Vertrag mit dem Hamburger Hafen. Ich habe einige Interessen an der Elbe, auch wenn ich Belgier bin.« Duchamp lächelte leicht, das erste Mal in diesem Gespräch. »Und meine Interessen sind dieselben wie Ihre, Herr Klüver, zumindest was Offshore betrifft. Ich brauche Häfen, die für schwere Lasten ausgerüstet sind. Ich brauche Genehmigungsverfahren, die in zwei Jahren abgeschlossen sind und nicht in acht. Und ich brauche Politiker, die verstehen, dass dieses Geschäft groß werden wird, sehr groß. Die Frage lautet nicht, ob Deutschland Offshore-Windparks bauen wird, sondern, wer dabei verdient.«

Hinter ihnen erhob sich Lachen von einer Gruppe älterer Delegierter. Sie gaben eine Geschichte zum Besten, die Klüver schon kannte. Er wandte sich wieder dem Mann am Fenster zu. »Was genau erwarten Sie von mir?«, fragte er.

»Noch nichts Konkretes«, sagte Duchamp. »Ich wollte Sie kennenlernen. Ich höre seit einem Jahr Ihren Namen in Zusammenhängen, die mich interessieren. Zum Beispiel, wenn von Küstenentwicklung die Rede ist, von Hafenpolitik, oder die Debatte um die Windkraftförderung im Landtag.« Er griff in die Innentasche seines Jacketts und legte eine Visiten-

karte auf die Fensterbank, neben sein Glas. »Falls Sie einmal Zeit für ein Treffen haben, würde ich mich sehr freuen.«

Klüver sah auf die Karte. Phillipe Duchamp, Maritime Logistics Group, Oostende, stand dort, mit einer Telefon- und einer Faxnummer.

»Ich werde sehen«, sagte er.

Duchamp nickte, nahm sein Glas und ging zurück in den Raum, ohne sich umzudrehen. Klüver blieb am Fenster stehen und sah ihm nach. Er bewegte sich ruhig und ohne Eile, immer leicht zur Seite gewandt, sodass er nirgends aneckte. Das schien ein Mann zu sein, der wusste, wie man sich auf solchen Empfängen bewegte, ohne Spuren zu hinterlassen. Klüver steckte die Visitenkarte ein.

Auf der Rückfahrt nach Kiel, kurz nach Mitternacht auf der fast leeren A7, lag die Karte auf dem Beifahrersitz. Klüver dachte an die Zahl, die Duchamp genannt hatte. Achtzehn Behörden. Er kannte Leute in mindestens acht davon.

---

Kiel, Brunswiker Straße, kurz vor sechs Uhr morgens

Detlev Klüver hatte nicht geschlafen. Das war keine bewusste Entscheidung gewesen, sondern es war einfach so gekommen. Manchmal passierte ihm das, wenn der Kopf weiterarbeitete, während der Körper schon aufgehört hatte. Er hatte im Bett gelegen bis halb vier, dann war er aufgestanden. In der Küche hatte er sich Kaffee gekocht, und jetzt saß er am Küchentisch mit der zweiten Tasse und sah aus dem Fenster auf die Straße. Nur die Straßenlaternen leuchteten und das erste graue Licht zeigte sich über den Dächern der Brunswiker Straße.

Die Visitenkarte lag auf dem Tisch vor ihm. Er hatte sie aus der Jackentasche genommen, als er nach Hause gekommen war. Seitdem lag sie da, weil er sie weder wegräumen noch wegwerfen wollte.

Phillipe Duchamp, Maritime Logistics Group, Oostende.

Er trank seinen Kaffee und dachte nach. Hinter dem Kennenlernen von Duchamp stand eine Frage, die eigentlich schon viel länger da war. Länger als dieser Abend im Atlantic, länger als seine Jahre im Landtag. Vielleicht so lang wie er selbst, wenn er ehrlich war.

Die Frage lautete nicht, ob er es tun würde. Die Frage lautete, warum er so lange gebraucht hatte, bis jemand fragte.

---

Er erinnerte sich, wie er dreiundzwanzig Jahre alt gewesen war. Damals war er frisch im Kreisvorstand und hatte Uwe Barschel zum ersten Mal aus der Nähe gesehen. Das war auf einem Parteitag in Lübeck im Frühjahr 1983 gewesen. Der Saal hatte nach nassen Mänteln und Zigarrenrauch gerochen. Barschel war mit einer gewissen Aura in den Raum gekommen. Es war die Selbstverständlichkeit, mit der er den Raum in Besitz nahm, ohne irgendetwas dafür zu tun.

Klüver hatte am Rand gestanden und zugesehen, wie Barschel Hände schüttelte. Dabei nannte er Namen ohne zu zögern und erweckte bei jedem Gespräch den Eindruck, dass dieser Mensch gerade der einzige war, der zählte. Dann war er weitergegangen zum nächsten, ohne dass der vorherige das als Kränkung empfunden hätte. Es war eine Technik, das wusste er inzwischen, aber sie sah nicht aus wie eine.

Schließlich hatte Barschel ihn registriert. Klüver hatte das Gefühl gehabt, dass der Politiker ihn schon vorher bemerkt hatte, vielleicht vor einer Weile schon. Er hatte ihn stehen lassen, um zu sehen, wie er damit umging. Jetzt kam er auf ihn zu, mit ausgestreckter Hand und einem Lächeln, das nicht aufgesetzt war. Denn Barschel wusste, dass aufgesetzte Lächeln irgendwann Risse bekamen.

»Klüver«, hatte er gesagt. »Aus Nordfriesland. Ich habe Ihren Namen gehört.«

»Oh ja? Von wem?«, hatte Klüver gefragt. Das war falsch,

schoss es ihm durch den Kopf, weil es zu direkt war. Und man begegnete Barschel nicht mit Gegenfragen. Aber der Politiker hatte gelacht, kurz und offenbar echt. »Von Leuten, die auf solche Dinge achten.« Er hatte die Hand noch einen Moment festgehalten. »Halten Sie durch, Klüver. Es wird sich lohnen. Die Politik braucht Leute, die wissen, was sie wollen.« Dann war er weitergegangen.

Klüver hatte den Rest des Abends an diesem Satz festgehalten. Schließlich hatte Uwe Barschel ihn gesagt, und alles, was Barschel sagte, hatte in jenen Jahren das Gewicht eines Urteils.

Vier Jahre später hatte Klüver Barschels Foto aus der Zeitung geschnitten und eingerahmt. Es war nicht das offizielle Porträt, sondern ein Pressefoto aus dem Oktober 1987. Damals wirkte er schon angeschlagen, strahlte aber noch Zuversicht aus. Es war zwei Wochen vor seinem Tod aufgenommen worden. Dieses Foto war das letzte öffentliche Bild, auf dem Barschel noch wie Barschel aussah, bevor alles zusammenbrach. Klüver hatte es eingerahmt und in die Schublade gelegt, weil er es nicht aufhängen konnte. Aber er wollte es nicht wegwerfen. Die Schublade war der einzige Ort, an dem beides gleichzeitig möglich war.

Klüver hatte lange darüber nachgedacht, was Barschel eigentlich falsch gemacht hatte. Das beschäftigte ihn in den Monaten nach dem sogenannten Waterkantgate. Die Affäre war breit durch alle Medien gegangen und sein Name wie eine Wunde in der schleswig-holsteinischen CDU. Die meisten seiner Parteikollegen hatten gesagt: Er ist zu weit gegangen. Er hat die Grenzen überschritten. Er hat Dinge getan, die man nicht tut.

Klüver hatte das nie geglaubt. Barschel hatte nicht zu viel gewollt, als er seinen SPD-Kontrahenten Björn Engholm beschatten ließ. Es war ein schmutziges Spiel gewesen, aber keines, das völlig aus dem Rahmen fiel. Barschel hatte zu wenig kontrolliert, wer wusste, was er tat. Klüver beschlich der Gedanke, dass der Ministerpräsident sich auf falsche

Loyalität verlassen hatte. Das waren die Fehler gewesen, war er überzeugt, es waren keine moralischen, sondern handwerkliche.

Und dann war da noch die Frage, wie er gestorben war. Sie ließ sich nicht beantworten: Ob er sich selbst getötet hatte, oder ob ihm jemand dabei geholfen hatte. Oder war es gar ein Mord gewesen? Klüver fragte sich, ob das überhaupt ein Unterschied war. Wenn man erst einmal so tief im Sumpf steckte wie Barschel, gab es offenbar keinen Weg mehr nach draußen.

Er hatte sich geschworen, diesen Fehler nicht zu machen. Den Fehler, so tief zu versinken, dass der Weg nach draußen versperrt war. Wenn man es richtig anstellte, gab es immer einen Weg nach draußen. Man musste ihn nur im Voraus anlegen, bevor man hineinging.

---

Er stand auf und stellte die Kaffeetasse in die Spüle. Draußen war es jetzt heller geworden, das Grau hatte sich aufgelöst. Auf der Straße fuhr das erste Auto vorbei, jemand auf dem Weg zur Frühschicht. Ein normaler Morgen in Kiel, Anfang April, bei acht Grad, leichter Westwind wehte von der Förde her.

Er dachte an seine Mutter, die seit drei Jahren in einem Pflegeheim in Husum lebte. Die meisten Tage wusste sie nicht mehr, wer er war, wenn er sie besuchte. An manchen Tagen erinnerte sie sich noch, und an diesen Tagen fragte sie immer dasselbe: Wie weit bist du gekommen, Detlev? Und er sagte dann: weit genug, Mama. Und sie nickte, mit einem Ausdruck, der zu sagen schien: Ich weiß, dass das nicht stimmt. Aber akzeptiere, dass es das Beste ist, was er ihr geben kann.

Er dachte wieder an die Vergangenheit, an Schobüll bei Husum, wo die Familie gewohnt hatte. An einem Sonntagnachmittag am Watt standen drei dunkle Autos auf dem

Parkplatz, daneben Männer mit den Aktentaschen. Sein Vater war zwei Schritte hinter seiner Mutter gegangen. Er hatte auf das Meer gesehen, als wäre dort eine Antwort, die er nie gefunden hatte. Seine Mutter war stehengeblieben und hatte die Männer beim Parkplatz angesehen. Ihre Miene hatte einen Ausdruck, für den er als Kind keinen Namen kannte. Auch jetzt, mit 40 Jahren, hatte er keinen besseren als: Entschlossenheit. Die Entschlossenheit einer Frau, die weiß, dass die Welt ihr etwas schuldet. Sie schien beschlossen zu haben, es sich selbst zu holen. Wenn nicht für sich, dann wenigstens durch ihren Sohn.

»Gut sein reicht nicht immer«, hatte sie gesagt, den Blick auf die Männer gerichtet. Von seinem Vater hatte er nie etwas Ähnliches gehört. Dieser hatte bis zu seiner Pensionierung auf der Husumer Schiffswerft gearbeitet und schwieg darüber.

---

Klüver nahm die Visitenkarte vom Tisch und hielt sie einen Moment in der Hand, dann steckte er sie in die Innentasche seines Jacketts. Da gehörte sie hin, bis er entschieden hatte, was er damit machte. Aber eigentlich hatte er das schon entschieden.

Er zog sich an, verließ das Haus und fuhr das kurze Stück zum Landtag. Er dachte an nichts Besonderes, dann aber legte er sich im Kopf eine Liste zurecht.

Punkt eins: Duchamp zurückrufen, heute noch, bevor er es sich anders überlegte. Das würde er nicht tun. Aber er wollte es ausschließen.

Punkt zwei: Herausfinden, welche Zollbehörden in Flensburg und Kiel wie miteinander kommunizierten. Das konnte er durch einen Bekannten im Innenministerium herausbekommen.

Punkt drei: Eine Struktur aufbauen, durch die Mittel fließen könnten, ohne je seinen Namen zu nennen. Dafür

würde er einen Steuerberater benötigen, der nicht zu viele Fragen stellte und dem man genug zahlen konnte, damit er die entscheidenden Fragen gar nicht erst wissen wollte.

Punkt vier war noch gar kein echter Punkt, sondern ein Gefühl. Er schob es beiseite. Es war ein ungutes Gefühl, aber es brachte ihn jetzt nicht weiter. Detlev Klüver, Landtagsabgeordneter aus Nordfriesland, hatte einen Termin um neun, den er nicht verpassen würde.

---

Eine Woche später hielt er auf dem Parkplatz der Raststätte. Er sah den BMW nicht sofort, weil er ihn nicht zwischen den Lkw erwartet hatte. Phillipe Duchamp hatte ihm geschrieben, dass sie sich auf der Westseite treffen sollten, um elf Uhr. Klüver hatte sich eine Stunde früher auf den Weg gemacht. Er war auf der Autobahn A7 nach Hamburg gefahren. Dann hatte er die A1 Richtung Bremen genommen. An Osnabrück vorbei ging es in das flache niedersächsische Land, das an diesem Morgen unter einem gleichmäßig grauen Himmel lag. Auf der Fahrt dachte er nach. Was wollte er von Duchamp, und was wollte dieser Mann von ihm?

Er parkte zwischen zwei Sattelschleppern mit niederländischen Kennzeichen und stieg aus. Er sah sich das Bauwerk an. Die Brücke spannte sich auf hundert Metern über beide Fahrbahnen, gehalten von zwei roten Stahlpylonen, die fast vierzig Meter in den Himmel ragten. Es war ein seltsames Gebäude. Er fand es weder schön noch hässlich, funktional und trotzdem mit einem Anspruch gebaut, der inzwischen etwas müde wirkte. Unter seinen Füßen auf dem Asphalt des Parkplatzes vibrierte leicht der Boden von schweren Lastern.

Duchamp saß bereits an einem Tisch am Fenster, auf der Seite, von der aus man die Fahrbahn Richtung Norden sehen konnte. Vor ihm stand ein Kaffeebecher aus Plastik. Der Kaffee war dunkel und schwach, wie er auf Raststätten meistens war. Er hatte den Mantel nicht ausgezogen. Als Klüver

sich setzte, schob Duchamp ihm einen zweiten Becher hin, den er offenbar mitgebracht hatte.

»Vielen Dank«, sagte Klüver.

»Ich habe nicht gewusst, wie Sie ihn trinken.«

»Schwarz ist gut.«

Unter ihnen fuhr ein Schwertransporter durch, langsam und mit Begleitfahrzeugen, die orangefarbene Lichter hatten. Duchamp sah kurz hinunter, dann wieder auf Klüver.

»Ich schätze die Direktheit«, sagte Klüver, »also fange ich damit an. Sie haben mich nicht hierher gebeten, um über Genehmigungsverfahren zu sprechen.«

Duchamp trank einen Schluck Kaffee und stellte den Becher ab. »Nein.«

»Was dann?«

»Ich betreibe neben meinem Logistikgeschäft noch andere Dinge«, sagte Duchamp. »Diskreter. Gewinnbringender. Und ich brauche in Schleswig-Holstein jemanden, der versteht, wie bestimmte Dinge funktionieren. Nicht jemanden, der mitmacht. Jemanden, der dafür sorgt, dass der Rahmen stimmt.«

Klüver sah ihn an. »Der Rahmen.«

»Ja, es geht um die Hafenbehörden und die Zollbehörden. Die Frage, welche Schiffe wie oft und wie gründlich kontrolliert werden. Die Frage, welche Ermittlungen Priorität bekommen und welche sich über Monate hinziehen, bis das Interesse erlahmt.« Duchamp faltete die Hände auf dem Tisch. »Das sind politische Fragen, Herr Klüver. Keine juristischen.«

Klüver trank seinen Kaffee. Er schmeckte nach verbrannten Bohnen und Plastik. Er ließ sich Zeit, bevor er antwortete, weil er wusste, dass die nächsten Sekunden wichtig waren. »Was transportieren Sie?«, fragte er schließlich.

»Was der Markt verlangt.«

»Das ist keine Antwort.«

Duchamp sah ihn einen Moment an, dann nickte er leicht,

als hätte Klüver eine Prüfung bestanden. »Okay. Es geht hauptsächlich um Kokain. Von Südamerika nach Nordeuropa, über dänische Gewässer. Es gehören auch Schmuggelwaren dazu, wie Elektronik oder Schmuck. Aber keine harten Sachen, keine Waffen.« Er machte eine kurze Pause. »Ich sage Ihnen das, weil ich denke, dass Sie ein Mann sind, der lieber die Wahrheit hört als eine Geschichte.«

Klüver stellte den Becher ab und sah aus dem Fenster. Auf dem Parkplatz unten stieg ein Trucker aus seiner Kabine und zündete sich eine Zigarette an.

»Sie haben recht«, sagte Klüver. »Ich bevorzuge die Wahrheit.« Er drehte sich wieder zu Duchamp. »Und die Wahrheit ist: Was Sie beschreiben, kostet mich alles, wenn es schiefgeht.«

»Ja, das könnte sein«, sagte Duchamp.

»Und Sie bieten mir dafür was?«

»Eine Beteiligung an den Gewinnen, die in keiner Buchhaltung auftaucht. Und Verbindungen, die Sie sich in zwanzig Jahren politischer Arbeit nicht aufbauen können. Die Leute, die diese Verbindungen haben, reden nicht mit Politikern.« Er lehnte sich leicht vor. »Ich kenne Männer in Rotterdam, Kopenhagen und Hamburg, die in den Häfen große Dinge bewegen. Diese Männer werden eines Tages entscheiden, welche schleswig-holsteinischen Häfen in den nächsten dreißig Jahren Offshore-Umschlagplätze werden und welche nicht. Ich kann dafür sorgen, dass Sie der Politiker sind, der dabei sitzt, wenn diese Entscheidungen fallen.«

Klüver schwieg. Unter ihnen rauschte ein Reisebus durch in Richtung Hamburg. Der Fehler könnte nicht seine Ambition sein, dachte er. Der Fehler wäre Unvorsichtigkeit. »Ich habe eine Bedingung«, sagte Klüver.

Duchamp wartete.

»Ich existiere in diesem Geschäft nicht. Ich habe keinen Namen, kein Konto, es gibt keine Verbindung, die man ziehen kann. Was immer Sie zahlen, es geht durch drei Hände, bevor es mich erreicht. Keine dieser Hände weiß, woher es kommt.«

Er sah Duchamp direkt an. »Und wenn etwas schiefgeht, dann sind Sie derjenige, dem es passiert ist. Ich bin der Politiker, der empört reagiert und sofort eine Untersuchung fordert.«

Duchamp betrachtete ihn einen Moment lang. In diesem Moment erkannte Klüver, dass der Belgier ihn neu einschätzte. Er schien nicht misstrauisch zu sein, sondern zeigte eine Art Anerkennung, die er nicht erwartet hatte. »Einverstanden«, sagte Duchamp.

Er streckte die Hand aus. Klüver schüttelte sie, kurz und fest.

Auf dem Weg zur Toilette, weil er das Gespräch kurz unterbrechen wollte und weil der Kaffee schlecht gewesen war, blieb Klüver vor einem laminierten Schild stehen. Es klebte über dem Waschbecken. Ein gezeichneter Spatz war darauf abgebildet, der »Autobahnfink«, darunter stand in geschwungener Schrift: Ein Schmutzfink ist, wer nicht bedenkt, dass Sauberkeit nur Freude schenkt.

Er schüttelte den Kopf, dann wusch er sich die Hände und betrachtete sein Gesicht im Spiegel über dem Becken.

Als er zurückkam, hatte Duchamp einen dünnen Umschlag auf den Tisch gelegt. »Eine erste Übersicht. Routen, Zeitfenster, die Namen der zuständigen Stellen in Kiel und Flensburg. Schauen Sie sich das an und verbrennen Sie es sofort danach.«

Klüver nahm den Umschlag und steckte ihn in seine Innentasche, ohne ihn zu öffnen.

Sie trennten sich auf dem Parkplatz. Duchamp fuhr in einem unauffälligen Opel Vectra mit belgischem Kennzeichen Richtung Süden. Klüver saß noch einen Moment in seinem BMW, die Hände auf dem Lenkrad, bevor er den Motor startete.

Die Pylone der Brücke standen im Rückspiegel, während er auf die Auffahrt zufuhr. Es kam ihm vor wie ein Tor, das man nur in eine Richtung durchfuhr.

Flensburg, 30. März 2000

Die A7 war an diesem Donnerstagmorgen frei, und Klüver fuhr mit hohem Tempo von Kiel nach Flensburg. Das Mittagessen mit Hartmut Brandstetter verlangte eine bestimmte Vorbereitung, bei der es mehr um Haltung als um Inhalt ging.

In Flensburg war der Himmel silbergrau und das Wasser der Förde noch grauer. Einige Möwen kreisten über dem Hafen. Es sah aus, als hätten sie die Saison schon eröffnet, obwohl kaum Yachten im Hafen lagen. Klüver fuhr am Hafendamm entlang und parkte den BMW auf einem schmalen Streifen vor dem Hotel Hafen Flensburg.

Brandstetter saß schon im Restaurant, an einem Fenstertisch mit Blick auf die Förde. Er stand auf, als Klüver hereinkam. Sie schüttelten sich die Hand und setzten sich. Brandstetter war fünfundfünfzig Jahre alt und etwas größer als Klüver. Er hatte kurzgeschnittenes graues Haar und die durchtrainierte Statur eines Mannes, der seit dreißig Jahren zweimal die Woche ins Schwimmbad ging. Er trug einen dunklen Anzug ohne Krawatte. Das war dienstlich genug für die Polizei Flensburg und privat genug für ein Mittagessen mit einem alten Bekannten.

»Du hast Dich kaum verändert«, sagte Brandstetter.

»Du auch. Aber das sagt man unter Männern unseres Alters höflicherweise.«

Brandstetter lachte. »Wahrscheinlich.«

Eine Kellnerin kam. Sie war freundlich und reichte ihnen die Karte. Brandstetter winkte ab. »Ich nehme die Scholle. Wie immer, wenn ich hier bin.«

»Dann nehme ich auch die Scholle«, sagte Klüver, »und ein Mineralwasser.«

»Für mich auch.«

Die Kellnerin notierte und verschwand. Brandstetter sah

über den Tisch und fragte nach der Fahrt. Klüver erklärte, dass die Autobahn fast leer gewesen war.

»Wir merken das auch in der Region«, sagte Brandstetter. »Noch hat der Frühlingsverkehr nicht eingesetzt.«

»Eben darüber wollte ich mit Dir reden«, sagte Klüver leichthin. »Aber das hat Zeit. Erzähl doch, wie geht es Dir? Wie geht es Deiner Frau?«

»Gut. Sie macht das alles brav mit. Sie wäre gern öfter draußen, aber das Knie, Du weißt schon. Sie sagt, das wird mit dem Wetter besser. Ich sage, das bleibt jetzt so. Wir streiten uns manchmal ein wenig darüber.«

»Das klingt ganz nach Euch.«

»Ja.« Brandstetter sah einen Moment auf die Förde hinaus. Eine Möwe stieß herab, traf auf das Wasser, und flog mit leerem Schnabel wieder hoch. »Und bei Dir? Wie geht's Deiner Mutter?«

»Sie ist im Pflegeheim in Husum. Die meisten Tage erkennt sie mich kaum.«

»Das muss schwer sein«, sagte Brandstetter.

»Schwer für sie. Für mich ist es einigermaßen geordnet. Sie ist versorgt, das Personal ist gut und die Lage ist ruhig. Mehr kann man wohl kaum erwarten.«

Die Kellnerin brachte das Mineralwasser. Sie gossen ein, hoben kurz die Gläser und tranken.

»Also«, sagte Brandstetter, »der Frühlingsverkehr.«

»Ja.« Klüver stellte sein Glas ab. »Bei mir im Ausschuss haben sie sich beschwert: die Tourismusverbände aus Sylt, aus St. Peter-Ording und aus Husum. Sie sagen, die Schleierfahndung der letzten beiden Jahre kostet sie Umsatz. Nicht nur, dass es in Grenznähe zu viele Kontrollen gibt, auch würde man zu viele Dänen anhalten. Die Stichprobenkontrollen am Frühurlauber, das sei kein Werbeprogramm für die Westküste.«

»Das ist aber nun etwas polemisch.«

»Das ist polemisch, ja. Aber die Tourismusberater sitzen in

jedem Wahlkreis, und der Wirtschaftsausschuss schreibt mir Empfehlungen, die ich weitergeben soll.«

Brandstetter lehnte sich zurück. »Detlev. Du weißt, wie die Schleierfahndung eingeführt wurde. Wir haben sie nach 1995 aufgebaut, weil die Grenzkontrollen aufgegeben wurden und der Norden offen lag wie ein Scheunentor. Wenn Ihr im Landtag mir den Auftrag gebt, das zurückzufahren, fahre ich es zurück. Aber dann zeigt mir bitte nicht zwei Jahre später eine BKA-Statistik, die sagt, dass die Heroin-Sicherstellungen an der A7 eingebrochen sind.«

»Niemand fordert Dich auf, etwas zurückzufahren. Ich frage nur, ob die Schwerpunkte sich verschieben lassen. Sagen wir, für die Hauptreisezeit von Anfang bis Mitte April. Ihr legt den Fokus mehr auf Geschwindigkeit und weniger auf die Fracht. Es geht um ein, zwei Wochen. Die Tourismusleute bekommen das Gefühl, dass die Landesregierung sie hört, und die Statistik gleicht sich über das Quartal wieder aus, weil ihr im Mai die Schwerpunkte zurückholt.«

Brandstetter sah ihn an. Er hatte in dreißig Dienstjahren genug Männer am Tisch gehabt, um Tonlagen einordnen zu können, und Klüvers Tonlage war jetzt die eines Mannes, der eine Bitte vorbrachte. Brandstetter hörte sie als das, was sie war. »Das müsste ich mit Kiel abstimmen.«

»Natürlich.«

»Und es müsste in unsere Bezirksplanung passen. Ich kann das schwerlich einfach anordnen, ich muss es begründen.«

»Ich schicke dir die Eingabe aus dem Wirtschaftsausschuss. Die ist offiziell, mit Unterschrift, mit Aktenzeichen. Du hast deine Begründung schwarz auf weiß.«

»Gut.« Brandstetter griff zum Wasserglas, trank langsam und stellte es ab. »Für ein bis zwei Wochen.«

»Die zweite Aprilwoche wäre die entscheidende. Wenn ihr dann den Schwerpunkt auf Geschwindigkeit setzt, ist den Tourismusleuten ein großer Gefallen getan. Die zweite Woche ist die mit dem meisten Reiseverkehr.«

»Ich nehme das mit.«

»Danke, Hartmut.«

Die Scholle kam, zwei große, gebräunte Filets auf weißem Porzellan, dazu Petersilienkartoffeln und Remouladensoße. Brandstetter griff zu Messer und Gabel mit der Selbstverständlichkeit eines Mannes, der seit Jahren das Restaurant besuchte. Sie aßen eine Weile schweigend. Draußen auf der Förde kreuzte das erste kleine Segelboot.

»Übrigens«, sagte Klüver ohne aufzusehen, »ich habe gestern im Innenministerium etwas gehört.«

»Was denn?«

»Aus dem Personalreferat. Du weißt, dass der Posten des Stellvertreters im Landespolizeireferat frei wird.«

»Ja, das ist bekannt.«

»Die Ausschreibung wird im Mai veröffentlicht. Sie könnte allerdings eine bestimmte Formulierung enthalten, die das Profil ziemlich eindeutig in Richtung Westküstenerfahrung lenkt. Das Innenministerium will jemanden, der die Region kennt und auch die Lage an der Grenze.«

Brandstetter legte das Besteck ab. Er sah Klüver an und war dabei ruhig, ohne sichtbare Reaktion. »Westküstenerfahrung.«

»So heißt es. Ich dachte, das könnte für Dich interessant sein. Wenn Du eine Bewerbung in Ruhe vorbereitest, hast Du sechs Wochen Vorsprung gegenüber denen, die erst nach der Veröffentlichung aufwachen.«

»Die Landespolizeidirektion ist eine andere Geschichte als Flensburg.«

»Ja. Es ist eine größere Geschichte.«

Brandstetter griff wieder zu Messer und Gabel. Er schnitt sich ein Stück Scholle ab, kaute, schluckte. Klüver beobachtete ihn und sah förmlich, wie es in dem Mann arbeitete, ruhig und langsam, aber spürbar. »Wer weiß noch davon?«, fragte er.

»Im Personalreferat drei Leute. In der Politik bisher nur ich.«

»Und Du erzählst es mir.«

»Wir kennen uns seit fünfzehn Jahren, Hartmut. Wer soll Dir das sonst sagen.«

Brandstetter nickte langsam. Er aß sein Stück Scholle zu Ende, trank einen Schluck Wasser, sah auf die Förde hinaus. Das Segelboot war kleiner geworden, war an der Hafeneinfahrt vorbei und kreuzte jetzt vor dem Ostufer. »Ich danke Dir, Detlev.«

»Bitte sehr. Du wirst ohnehin einer der besten Kandidaten sein. Ich helfe Dir nur dabei, früher anzufangen.«

»Ja, das tust Du.«

Die Kellnerin kam und fragte, ob sie einen Nachtisch wollten. Beide lehnten ab. Brandstetter bestellte sich noch einen Espresso, Klüver auch. Während sie warteten, sagte Brandstetter: »Wegen der Schwerpunktverschiebung. Ich kläre das in der nächsten Woche mit Kiel. Schick mir die Eingabe vorab als Fax, damit ich vorbereitet bin.«

»Ich schick sie Dir noch heute Nachmittag.«

»Gut, Detlev. Dann geht das klar.«

Der Espresso kam. Sie tranken in Ruhe und sprachen über andere Dinge, über einen alten Kollegen aus Brandstetters Husumer Jahren, über die mögliche Streichung von zwei Polizeiwachen im Kreis Nordfriesland, über den Kandidaten der SPD für die Landtagswahl im Mai. Es war ein Gespräch unter Männern, die sich kannten und schätzten.

Klüver zahlte. Er bestand darauf, und Brandstetter ließ ihn, weil er wusste, dass das der einfachere Weg war. Sie standen vor dem Hotel und gaben sich die Hand. Brandstetter bat ihn, seine Mutter zu grüßen, falls sie heute einen guten Tag habe, und Klüver versprach es. Dann ging Brandstetter zu seinem Dienstwagen, einem schwarzen Mercedes. Aus dem Fenster winkte er kurz.

Klüver stieg in den BMW.

Auf der Rückfahrt nach Kiel, an der Auffahrt zur A7, schaltete er das Radio ein. Es lief NDR Info, das Mittagsmagazin, mit einer Nachricht aus Brüssel. Es ging um die Erweite-

rung der Europäischen Union. Klüver hörte mit halbem Ohr zu und dachte an Brandstetter, an die Art, wie der Mann das Besteck abgelegt hatte, als das Wort Landespolizeidirektion gefallen war. Danach folgte eine kurze Stille. Brandstetter würde es tun. Er hatte es schon getan, in dem Augenblick, als das Wort gefallen war. Der Rest war jetzt Verwaltung. Und in der zweiten Aprilwoche würde ein Lieferwagen aus Skagen unbehelligt über die A7 nach Hamburg fahren.

Klüver legte den fünften Gang ein und ließ den BMW Tempo aufnehmen. Über den Feldern stand eine Reihe von Windrädern, weiß und langsam, sich gegen den silbergrauen Himmel drehend. Klüver lächelte kurz, unwillkürlich. Achtzehn Behörden, hatte Duchamp gesagt. In mindestens acht davon kannte er Leute.

---

Bremen, eine Woche später

Das Gebäude in der Bremer Innenstadt war ein hanseatisches Kontorhaus aus den 1920er Jahren. Doch im Gegensatz zur Fassade stammte alles dahinter aus den 1970ern. Es gab hohe Decken, schwere Türen und Teppichboden in einem Grün, das einmal modern gewesen war. An den Wänden des Treppenhauses hingen gerahmte Fotos alter Schiffe, Dampfer und Frachter aus den Zwanzigern und Dreißigern. Jedes Bild trug eine kleine Messingplakette mit Name und Baujahr, als wären es Familienporträts.

Im fünften Stock hatte die Nordlicht-Linie ein halbes Stockwerk gemietet. Der Konferenzraum, in den Duchamp geführt wurde, bot durch breite Fenster einen Blick über die Dächer der Stadt. Um den großen Mahagonitisch saßen sechs Männer, die alle älter waren als er und wirkten, als hätten sie ihr gesamtes Leben in Räumen wie diesem verbracht.

Duchamp kannte sie alle. Hannes Sievers, der Reeder, der die Nordlicht-Linie gegründet hatte, saß am Kopfende. Er

lächelte wie ein Mann, der zufrieden ist, solange die Zahlen stimmen. Ein Mann im dunkelblauen Blazer saß neben ihm. Er hatte Goldknöpfe an den Ärmeln. Seine Augen schienen zu sagen, dass man ihm gegenüber besser keine Schwäche zeigte. Die anderen vier kannte Duchamp nur flüchtig, was für seine Zwecke ausreichte. Er setzte sich, ohne gefragt zu werden. Er hatte gelernt, dass man in solchen Räumen entweder sofort Platz nimmt oder für immer stehen bleibt.

»Die letzte Lieferung«, sagte Sievers ohne Einleitung, »war um vier Tage verspätet.«

»Das Schiff hatte einen Motorschaden vor der Doggerbank«, sagte Duchamp. »Repariert, weitergefahren, angekommen. Die Ware war intakt.«

»Vier Tage«, sagte der Mann mit den Goldknöpfen, »In unserem Geschäft sind vier Tage keine Kleinigkeit.«

Duchamp sah ihn an. »In jedem Geschäft mit beweglichen Teilen gibt es Verzögerungen. Das muss man hinnehmen, sonst ist man im falschen Geschäft.«

Es trat eine kurze Stille ein. Sievers räusperte sich.

»Bevor wir zur nächsten Operation kommen«, sagte der Untersetzte mit der Halbglatze, »würde ich gern den Lagerbestand für das zweite Quartal durchgehen.« Er zog einen Schnellhefter aus seiner Aktentasche.

Duchamp sagte nichts. Er sah zu, wie Brinkmann den Hefter aufschlug und eine eng beschriebene Seite auf den Tisch schob. Sie war mit Schreibmaschine getippt, in zwei Spalten, mit Unterpunkten und Zeilennummern.

»Kokain, Kolumbien, erste Güte, dreiundzwanzig Kilogramm im Lager, davon achtzehn für die laufende Distribution reserviert«, las Brinkmann vor. Er hörte sich an, als ob er auf einer Hauptversammlung einen Finanzbericht vorliest. »Synthetische Waren, zusammen neun Kilogramm, Labore in Tschechien, letzte Lieferung Mitte März.« Er blätterte um. »Gefälschte Luxusgüter, Kategorie Handtaschen und Lederwaren, siebenundvierzig Stück, hauptsächlich Louis Vuitton und Gucci, dazu dreiundzwanzig Stück Uhren, überwiegend

Rolex und Patek Philippe.« Er legte den Hefter auf den Tisch und sah in die Runde. »Ich schlage vor, dass wir die Elektroartikel bei der nächsten Lieferung aufstocken. Der Markt für gefälschte Mobiltelefone entwickelt sich gut.«

Duchamp betrachtete die Liste, die vor ihm lag: Spalten, Unterpunkte, Zeilennummern. In Antwerpen, wo er seine ersten Jahre gemacht hatte, wäre eine solche Liste undenkbar gewesen. Die Männer dort waren ebenso gründlich, aber kein vernünftiger Mensch tippt Beweise und legt sie in einem Schnellhefter ab. Er dachte kurz daran, etwas zu sagen, ließ es dann aber. Die Deutschen hatten ihre Ordnung, und man gewöhnte sich daran, sie zu respektieren, auch wenn sie einem manchmal buchstäblich das Herz stocken ließ.

»Die Elektroartikel können wir besprechen«, sagte der Mann mit den Goldknöpfen. »Was mich mehr interessiert, ist die Frage der Distribution. Die Hamburger Abnehmer sind unzufrieden mit den Lieferzeiten.«

»Die Hamburger Abnehmer«, sagte Duchamp, »sind unzufrieden mit allem, was nicht gestern passiert ist. Das ist eine Eigenschaft dieser Stadt, keine Kritik an unserer Logistik.«

Der Mann mit den Goldknöpfen lachte kurz und trocken. Sievers tippte mit einem Finger auf den Tisch. »Trotzdem. Was tun wir?«

»Die nächste Operation verkürzt die Lieferzeit«, sagte Duchamp. »Skagen statt die Nordsee vor Helgoland. Wir machen das in dänischen Gewässern. Von dort sind es sechs Stunden nach Hamburg, auf ganz normalen Straßen, in einem normalen Lieferwagen.« Er legte einen gefalteten Zettel auf den Tisch, den Sievers öffnete und las. »Das Lager ist eine alte Fischerhütte drei Kilometer südlich von Skagen, direkt am Wasser, seit zwei Jahren stillgelegt. Es gibt keinen Nachbarn in Sichtweite.«

»Und der Zoll?«, fragte einer der anderen Männer.

»Es sind dänische Gewässer mit dänischem Zoll. Die Dänen kontrollieren in dieser Nacht einen anderen Abschnitt

der Küste.« Duchamp machte eine kurze Pause. Er wollte damit andeuten, dass er diese Information aus erster Hand hatte. »Das ist geregelt.«

»Wer fährt das Boot?«, fragte Brinkmann.

»Ein Däne. Er kennt das Wasser, hat dreimal für uns gearbeitet, ohne Probleme. Er heißt Lars, den Rest brauchen Sie nicht.«

Der Mann mit den Goldknöpfen, die im Licht der Deckenlampe glänzten, lehnte sich vor. »Und die politische Seite? Sie hatten angedeutet, dass Sie in Schleswig-Holstein eine neue Verbindung haben.«

»Die politische Seite ist geregelt«, sagte Duchamp. »Details bleiben bei mir.«

Der Mann mit den Goldknöpfen öffnete den Mund. Duchamp sah ihn ruhig an. Dann schloss er den Mund wieder. In Duchamps Blick lag etwas, das jede Diskussion abkürzte.

Sievers nickte. »Gut. Dann machen wir das so.«

Die junge Frau in einem schlichten Kostüm erschien. Sie trug ein Tablett mit einer Flasche Champagner und sieben Gläsern. Es wirkte, als hätte sie draußen auf diesen Satz gewartet - was sie wahrscheinlich getan hatte. Duchamp nahm sein Glas. Sie prosteten sich zu. Der Champagner war gut, besser als alles andere in diesem Raum.

Auf der Treppe nach unten zog er sein Telefon heraus. Er schrieb eine kurze Nachricht an eine Nummer, die in seinem Telefonbuch unter einem Frauennamen gespeichert war: Skagen, zweite Aprilwoche. Alles bestätigt.

Die Antwort kam, während er durch die schwere Eingangstür auf die Straße trat. Sie umfasste drei Wörter: Verstanden. Kein Kontakt.

Duchamp steckte das Telefon ein. An der Fassade des Gebäudes hing eine Bronzetafel mit dem Namen einer Baumwollhandelsfirma, die es seit fünfzig Jahren nicht mehr gab. Er sah sie einen Moment lang an, dann ging er zu seinem Auto.

# KAPITEL 2
# SKAGEN

Skagen, 9. April 2000, 22:14 Uhr

Die Fischerhütte roch nach Meer, aber auf eine penetrante Art. Es war der Geruch von Salzwasser, das in alte Holzdielen gezogen war, von Netzen, die seit Jahren an den Wänden hingen, und von Fisch, der nicht lange frisch gewesen sein konnte. Lars kannte diesen Geruch aus seiner Kindheit. Sein Vater hatte eine ähnliche Hütte besessen, dreißig Kilometer weiter westlich. Lars hatte als Junge manchmal dort geschlafen, auf einer Koje, die zu kurz war. Damals hatte er sich vorgenommen, dass das nicht sein Leben werden würde. Er wollte kein Fischer auf einem kleinen Boot vor Skagen sein, der in einer Hütte am Strand alt wurde. Er hatte dieses Versprechen an sich selbst gehalten, wenn auch auf eine andere Art, als er sich damals vorgestellt hatte.

Jetzt saß Lars auf einer umgekehrten Holzkiste und trank Kaffee aus einer Thermoskanne, die er am Nachmittag in seinem Hotelzimmer befüllt hatte. Der Kaffee wärmte die Hände, was der eigentliche Zweck war.

Bent saß auf der anderen Seite des Raums, auf einem alten

Stuhl. Die Rückenlehne war gebrochen, aber er stand, weil Bent sein Gewicht verteilte. Er hatte die Hände um einen emaillierten Campingbecher gelegt und sah auf den Boden vor sich. Da gab es nichts zu sehen, aber Bent sah gern auf den Boden, wenn er nachdachte.

Die einzige Lichtquelle war eine Petroleumlampe, die Lars auf den Tisch gestellt hatte. Helles, elektrisches Licht wäre durch die Ritzen der Fensterläden nach außen gedrungen, und eine leerstehende Hütte mit Licht erzeugte Fragen, die man nicht brauchte. Die Lampe warf ein warmes, unruhiges Licht, das mit jedem Windhauch von draußen schwankte. Die Schatten an den Wänden bewegten sich dazu, die aufgehängten Netze und die alten Schwimmer und ein Kalender aus dem Jahr 1994, an dem jemand mitten im Juli aufgehört hatte, die Monate umzublättern.

Das Meer war hundert Meter entfernt und blieb ruhig. Aber Lars kannte das Gefühl, wenn das Meer nah war. Dann war ein leises Vibrieren zu spüren. »Noch eine Stunde«, sagte Lars.

Bent hob den Blick vom Boden und sah kurz auf seine Uhr, eine alte Casio mit einem Stahlgehäuse, das an mehreren Stellen zerkratzt war. »Dreiundfünfzig Minuten«, antwortete er und sah wieder auf den Boden.

Lars trank seinen Kaffee. Sie hatten in den letzten drei Tagen nicht viel gesprochen. Das war Lars recht gewesen, weil er kein Mann war, der redete, wenn er nichts zu sagen hatte. Offenbar dachte Bent das Gleiche. Sie hatten die Ausrüstung geprüft, die Route besprochen, die Positionen auf dem GPS eingespeichert, und das hatte gereicht. Bent kannte das Wasser vor Skagen besser als Lars, hatte ihm Duchamp gesagt, und in den drei gemeinsamen Abenden hatte Lars keinen Grund gefunden, das zu bezweifeln. Bent hatte einmal, ohne gefragt worden zu sein, auf die Karte gedeutet. Die Strömung bei ablaufendem Wasser zog nach Nordnordost, hatte er gesagt, und das musste man berücksichtigen,

wenn man draußen Pakete einsammeln wollte. Lars hatte es notiert.

»Hast du Kinder?«, fragte Bent.

Lars sah ihn an. Er hatte nicht erwartet, dass Bent persönliche Fragen stellte. »Eine Tochter«, sagte Lars. »In Aalborg.«

Bent nickte. »Wie alt ist sie?«

»Vierzehn«, sagte Lars.

»Ich habe auch eine«, sagte Bent. »Sie ist jetzt neunzehn und studiert in Kopenhagen, Architektur.« Er trank einen Schluck aus seinem Becher. »Ihre Mutter hat sie allein großgezogen, die meiste Zeit.«

Lars sagte nichts, weil jede Antwort falsch geklungen hätte.

»Es ist nicht so, dass ich nicht da war«, sagte Bent. »Ich war da, wenn ich da sein konnte. Aber das ist nicht dasselbe wie da sein.«

Er stellte den Becher auf den Boden neben den Stuhl und verschränkte die Arme. Draußen drückte eine Böe gegen die Wand. Die Plane auf dem Dach flatterte und beruhigte sich wieder. »Weiß sie, was du tust?«, fragte Lars.

»Nein.« Bent sah ihn an. »Weiß deine Tochter das?«

»Nein«, sagte Lars.

»Gut«, sagte Bent. Es klang schlicht, wie die Feststellung eines Mannes, der das für die richtige Lösung hielt.

Lars sah auf die Petroleumlampe, deren Flamme gerade wieder schwankte. Die Schatten an der Decke bewegten sich.

»Wie lange machst du das schon?«, fragte Lars.

Bent dachte kurz nach. »Das erste Mal war 1981. Zigaretten über den Öresund, mit einem Fischerboot, das meinem Onkel gehörte. Ich war gerade einmal zwanzig.«

»Und seitdem?«

»Mit Unterbrechungen.« Er hob eine Schulter. »Elektronik aus Polen in den Neunzigern. Dann kam ein paar Jahre nichts. Jetzt das hier.« Er sah Lars an. »Und Du?«

»Seit fünf Jahren.« Lars trank den letzten Schluck Kaffee, der kalt war. »Vorher war ich bei der Küstenwache.«

Bent sah ihn an, einen Moment zu lang, dann nickte er langsam. »Das erklärt einiges.«

»Was erklärt es?«

»Wie du dich bewegst. Du weißt, wie die denken.« Er meinte es als Beobachtung. »Das ist nicht schlecht.«

Lars stellte die Thermoskanne weg und sah auf seine Hände. Da war die Narbe am linken Daumen, von einem Tau, das vor Jahren gerissen war. Daneben die kleineren Narben an den Knöcheln. Seine Hände kannten Arbeit, so wie Bents auch.

»Hast du Angst?«, fragte Bent.

Die Frage überraschte Lars wieder. Er hatte sie sich selbst noch nicht gestellt. Er dachte einen Moment nach. »Nicht vor der Nacht«, sagte er schließlich. »Vor dem, was danach kommt.«

Bent nickte. »Das Konto in Malmö«, sagte er.

Lars sah ihn an.

»Duchamp hat es mir gesagt«, sagte Bent. »Nicht die Details. Nur, dass du nach dieser Nacht aufhören willst.«

Lars sagte nichts.

»Ich auch«, sagte Bent. Er nahm seinen Becher wieder auf und sah hinein. »Meine Tochter heiratet im September. Ich will dabei sein. Endlich einmal dabei sein, weil ich will, und nicht, weil gerade zufällig frei habe.« Er stellte den Becher wieder ab. »Das klingt wie eine kleine Sache. Ist es aber nicht.«

»Nein«, sagte Lars.

Sie schwiegen eine Weile. Draußen wehte der Wind gleichmäßig, vier Beaufort, so wie es Bent am Nachmittag vorhergesagt hatte.

Er sah auf die Uhr. Zweiundzwanzig Minuten noch.

»Es ist an der Zeit, das Boot fertigzumachen«, sagte er.

Bent stand langsam auf. Er nahm seinen Becher und steckte ihn in die Tasche. Dann klopfte er einmal kurz auf die Außentasche, wo sich sein Messer befand, und sah Lars an.

»Ich komme mit«, sagte er.

Sie gingen gemeinsam zur Tür. Lars hob die Petroleumlampe und blies sie aus. Für einen Moment herrschte vollständige Dunkelheit, bevor ihre Augen sich anpassten. Lars öffnete die Tür.

Der Wind war scharf und roch salzig. Lars zog die Jacke enger und ging auf den Strand zu, Bent lief neben ihm. Hinter ihnen fiel die Hüttentür ins Schloss. Der Kalender aus dem Jahr 1994 schwang einmal hin und her und hing dann wieder still.

Sie schoben das Boot vollständig ins Wasser. Als Lars knietief hineinwatete, spürte er die Kälte durch seine Stiefel. Bent kletterte an Bord und ließ den Außenbordmotor an. Das Brummen war tief und gleichmäßig. Lars kletterte ins Boot und setzte sich an das Steuer. Er gab Gas und fuhr hinaus.

Das Schlauchboot mit dem festen Rumpf wurde sofort von der Nacht verschluckt. Die Dünung hob das RHIB an und ließ es wieder sinken, gleichmäßig und ohne Pause. Bent saß auf der Backbordseite, eine Hand am Haltetau auf dem Bootskörper. Lars hielt Kurs Nordnordwest. Es waren noch elf Seemeilen bis zum Übergabepunkt. Auf dem kleinen GPS-Bildschirm konnte er sehen, wie sie sich dem Punkt näherten, an dem das Rendezvous stattfinden sollte.

»Wie weit noch?«, fragte Bent nach einer Weile.

»Jetzt noch acht Meilen. Zwanzig Minuten.«

Bent nickte.

Lars steuerte weiter durch die Nacht und dachte an seine Tochter in Aalborg, die inzwischen vierzehn war und die er zweimal im Monat sah. Sie waren Vormittags oft essen gegangen, immer im selben Restaurant am Hafen. Sie erzählte dann von der Schule und von ihren Freundinnen, und er hatte zugehört und manchmal das Falsche gefragt. Sie hatte ihn dann mit einem Blick quittiert, der ihrer Mutter so ähnlich war, dass es ihm für einen Moment den Atem verschlug. Sie wusste nicht, was er tat. Ihre Mutter wusste es auch nicht,

oder sie wusste es und sagte nichts, was auf dasselbe hinauslief.

Das Konto in Malmö hatte nach dieser Nacht genug drauf, um drei Jahre zu überbrücken. Er hatte beschlossen, nach dieser Nacht aufzuhören. Drei Jahre auf dem Konto waren genug für einen Neuanfang.

---

Skagerrak, 40 Seemeilen westlich von Skagen,
0:14 Uhr

Die Brücke der Santa María Express war in dieser Stunde nur von den Instrumenten beleuchtet. Die grünen und orangefarbenen Displays strahlten Pinzaus Gesicht an. In der Spiegelung der Scheibe sah er fremd aus. Er stand an der Konsole und hielt den Kurs von 87 Grad, mit einer Geschwindigkeit von 19 Knoten. Der Autopilot des Schiffes war eingeschaltet. Seine Hände lagen trotzdem am Rand des Pultes, weil er es so gewohnt war und weil es ihm etwas gab, an dem er sich in dieser Nacht festhalten konnte.

Das Schiff war 275 Meter lang und trug achtzehnhundert Container. Es war Kaffee aus Venezuela an Bord, Kakao aus Ecuador, und es gab Bananenkühlcontainer. Das stand im Manifest, das der Erste Offizier vor dem Auslaufen in La Guaira abgezeichnet hatte, sorgfältig und vollständig, wie es sein musste.

Was nicht im Manifest stand, befand sich in Laderaum vier, Sektion C, hinter einer Wand aus ordnungsgemäß deklarierten Schiffsersatzteilen. Pinzau hatte es selbst nicht gesehen. Er hatte die Koordinaten für die Übergabe bekommen und einen Zeitplan und beides in sein persönliches Notizbuch übertragen. Das Notizbuch lag jetzt im Safe in seiner Kabine. Das war der einzige Safe an Bord, zu dem nur er einen Schlüssel hatte.

Der Erste Offizier, Ramirez, war seit acht Jahren auf diesem Schiff und er wusste nichts. Das war wichtig, dachte Pinzau. Ramirez schlief jetzt.

Er drehte den Ehering an seinem Finger. Auch das gab ihm in Stunden wie diesen Halt. Seine Tochter Isabela lebte in Caracas, und sie schrieb ihm jeden Sonntag eine E-Mail. Sie berichtete ihm darin von ihrem Leben, von ihren Mitbewohnerinnen und über etwas, das sie in der Stadt gesehen hatte. In der letzten Mail ging es um eine Straßenkapelle, die im Regen Bossa Nova spielte, dachte Pinzau und musste lächeln.

Er hatte ihr seit drei Sonntagen keine Antwort geschrieben. Eine Lüge wollte er ihr nicht schreiben. Das war ihm wichtig.

»Kapitän.« Die Stimme kam von der Tür. Miguel, einer der beiden eingeweihten Matrosen, lehnte am Rahmen und wartete. Er war Mitte dreißig, aus Maracaibo. Seine Miene verriet, dass er keine unnötigen Fragen stellte.

»Alles bereit?«, fragte Pinzau.

»Javier wartet unten. Die Pakete sind im Aufzug.«

Pinzau nickte. Er sah noch einmal auf die Instrumente und auf den Radarschirm. Dort war nichts zu erkennen außer der üblichen Verkehrsdichte hier oben vor Skagen: ein paar Frachter, ein Tanker zwölf Meilen nordöstlich, weiter hinten ein Containerfrachter auf Gegenkurs. Darunter war kein Fahrzeug, das ihnen näherkam, als es sollte.

Pinzau schaltete den Autopiloten aus und reduzierte die Geschwindigkeit, langsam und gleichmäßig, von neunzehn auf zwölf Knoten. Im Logbuch würde Ramirez morgen früh einen leichten Gegenwind eintragen, den es tatsächlich gegeben hatte, und eine entsprechende Anpassung der Fahrt. Es war die Art von Eintrag, die niemanden interessierte. »Ich komme nach«, sagte Pinzau.

Miguel verschwand. Er blieb noch einen Moment an der Scheibe stehen und sah auf das schwarze Wasser um sie herum. Dann schaltete er den Autopiloten wieder ein.

Auf dem Weg zum Achterdeck zog er seine Jacke enger. Die Nordsee im April war anders als die Karibik im April. Das wusste er nach zwölf Jahren auf dieser Route, aber es traf ihn trotzdem jedes Mal neu. Es war eine Kälte, die von allem kam, von der Luft, vom Wasser, vom Himmel und von der Dunkelheit. Pinzau dachte, dass selbst die Dunkelheit hier eine andere Qualität hatte als zu Hause. Sie war irgendwie dichter und weniger freundlich.

Miguel und Javier hatten die Pakete bereits auf dem Achterdeck bereitgelegt. Es waren vier dieses Mal, in wasserdichtem schwarzem Material verschweißt. Jedes hatte einen

Auftriebskörper aus orangefarbenem Schaumstoff. Sie waren größer, als Pinzau erwartet hatte.

Die drei Männer arbeiteten schweigend. Kein Befehl war nötig, weil jeder wusste, was er zu tun hatte. Pinzau hielt die Leine des ersten Pakets, während Miguel und Javier es zur Reling hoben. Er spürte kurz das Gewicht, dann ließ er los.

Das Paket traf das Wasser mit einem dumpfen Laut, der sofort vom Motorengeräusch und vom Wind geschluckt wurde, und trieb achteraus. Der orangefarbene Auftriebskörper war ein kleiner heller Punkt im Schwarz des Skageraks. Es folgten die anderen drei Pakete. Sie brauchten vier Minuten, keine fünf. Pinzau sah auf seine Uhr. Es war 00:31 Uhr.

Er nickte Miguel zu. Javier sah aufs Wasser, wo nichts mehr zu sehen war.

»Das war gute Arbeit«, sagte Pinzau. Er ging zurück auf die Brücke. Dort erhöhte er die Geschwindigkeit wieder auf neunzehn Knoten, langsam und gleichmäßig. Dann übernahm wieder der Autopilot. Der Radarschirm zeigte nichts Neues.

Pinzau setzte sich auf den Kapitänsstuhl, der in der Mitte der Brücke stand, und sah auf die Instrumente. In drei Stunden würde Ramirez seinen Dienst antreten, frisch ausgeschlafen, mit Kaffee in der Hand, und fragen, ob die Nacht ruhig gewesen war. Und Pinzau würde sagen: ja, ziemlich ruhig, dafür, dass sie Skagen passierten.

Er drehte den Ehering an seinem Finger und dachte an Isabela in Caracas, die in dieser Stunde vermutlich schlief.

Er hatte ihr noch keine Antwort geschrieben.

---

Das Kielwasser des Containerschiffs war noch zu sehen. Der lange helle Streifen wurde langsam dunkler, als Lars das erste Paket sah. Es trieb dreißig Meter neben dem Kielwasser. Der orangefarbene Auftriebskörper war im Dunkel gerade noch zu erkennen. Lars sah ihn nur, weil er wusste, wo er suchen musste.

Er gab Gas und manövrierte das Boot in Position. Die Dünung drückte von der Seite, und er steuerte dagegen. Das Paket trieb schneller als erwartet, weil der Wind es bereits erfasst hatte, und er musste einen Bogen fahren, um es einzuholen. Bent stand an der Backbordseite mit dem Bootshaken. Er beugte sich leicht und glich die Bewegungen des Bootes aus. So bewegten sich erfahrene Seeleute, die nicht mehr darüber nachdachten.

Der Haken griff das Paket beim zweiten Versuch. Gemeinsam zogen sie es an Bord. Das Nylon war nass und glitschig, das Gewicht unangenehm verteilt. Lars knotete es an den Halteleinen auf dem Bootskörper fest. Bent schwang den Haken schon wieder über der Reling.

Das zweite Paket war näher und kam schneller heran als das erste, weil der Wind es in ihre Richtung drückte. Bent holte es gleich beim ersten Versuch näher heran. Das dritte trieb hundert Meter entfernt. Lars gab Gas und fuhr einen Bogen. Die Instrumente leuchteten schwach vor ihm.

Sie benötigten vier Versuche, bis sie das dritte Paket eingeholt hatten. Beim zweiten rutschte der Haken ab, das Paket drehte sich und trieb zwei Meter weg. Beim dritten hatte Bent es kurz und verlor es wieder, nachdem eine Welle das Boot angehoben hatte. Beim vierten schafften sie es gemeinsam: Lars hielt den Haken und Bent griff mit bloßen Händen in das nasse Nylon. Sie zogen, bis das Paket über den aufblasbaren Bootskörper kam und schwer auf das Deck fiel. »Eines fehlt noch«, sagte Bent.

Lars suchte das Meer mit einem Fernglas ab. Das vierte

Paket musste weiter abgetrieben sein. Aber er fand es nach einem Moment, es trieb hundertfünfzig Meter nordwestwärts. Es bewegte sich mit dem Wind. Er gab Gas.

Das Boot jagte über die Wellenkämme, Wasser spritzte über den Rumpf und Lars hielt den Kurs. Das vierte Paket war schnell, aber sie waren schneller, und nach zwei Minuten war er nah genug. Bent stand bereit, den Haken in beiden Händen, die Beine breit gegen die Bewegung des Bootes.

Beim ersten Versuch hatte er es. Das Paket kam schwer über die Reling, schwerer als die anderen, und Lars und Bent zogen gleichzeitig. Dann lag es an Deck. Bent fluchte leise auf Dänisch und schüttelte die Hände aus, weil das Nylon in der Kälte scharf war wie Draht.

Sie hatten die vier Pakete in sechzehn Minuten aufgenommen.

Lars prüfte noch einmal die Befestigung, dann ging er wieder auf Kurs zurück zur Küste, die 12 Seemeilen entfernt lag.

Sie fuhren schweigend. Die See war etwas rauer geworden, denn der Wind blies jetzt mit fünf Beaufort, wie Bent es vorhergesagt hatte. Das Boot musste dagegen ankämpfen. Das Wasser klatschte gegen den Rumpf. Lars stand am Steuer und hielt den Kurs. Er dachte kurz an das Konto in Malmö, dann wieder an die letzten Seemeilen, die vor ihnen lagen.

Bent sah auf den Radarschirm. »Da ist ein Boot«, sagte er.

Lars sah hin. Ein Boot kam von Nordosten. Es schien kleiner zu sein als ein Küstenwachschiff, aber größer als ein Fischerboot. Es hielt Kurs Südwest mit 12 Knoten. Der Kurs würde ihren genau schneiden, wenn beide Geschwindigkeiten gleich blieben.

Lars griff nach dem Telefon und schrieb eine Nachricht an die Nummer, die er auswendig kannte: *Boot von NNO, Kurs 220, Geschwindigkeit 12 Knoten. Kreuzt unsere Route.*

Die Antwort kam nach neunzig Sekunden: *Weiterfahren. Nicht abweichen.*

Bent hatte mitgelesen. Er sagte nichts.

Lars fuhr weiter. Er gab etwas mehr Gas. Der Strand war jetzt vier Seemeilen entfernt. Die Rechnung stimmte noch, wenn er schnell genug war. Das andere Boot hielt seinen Kurs und fuhr weiter mit zwölf Knoten.

Doch dann wich es von seinem Kurs ab. Lars sah es auf dem Schirm, zuerst glaubte er sich zu irren, aber dann war es eindeutig: Das Boot hatte um zwanzig Grad nach Süden gedreht und auf achtzehn Knoten beschleunigt. Es kam jetzt direkt auf sie zu.

Er schrieb: *Boot hat Kurs geändert. Kommt direkt auf uns zu. 18 Knoten.*

Bent sah auf den Schirm, dann auf Lars, dann wieder auf den Schirm. Er sagte immer noch nichts. Aber Lars sah, wie seine rechte Hand langsam zum Messer an seinem Gürtel wanderte, nur die Fingerspitzen. Es wirkte wie der Reflex eines Mannes, der in schlechten Situationen gelernt hatte, seine Hände in der Nähe von scharfen Dingen zu halten.

Die Antwort kam nach einer langen Minute: *Landung sofort abbrechen. Weiterfahren Richtung Schweden, Göteborg, Hafen Süd. Wir regeln das.*

Lars reichte das Telefon an Bent. Bent las und gab es zurück.

»Haben wir dafür Treibstoff?«, fragte er.

»Vier Stunden. Göteborg schaffen wir so nicht, dafür brauchen wir sechs.«

Bent nickte langsam. »Dann ist das keine Option.«

Lars schrieb zurück: *Treibstoff reicht nicht. Was tun?* Es kam keine Antwort.

Das andere Boot war jetzt zwei Seemeilen entfernt und hatte ein Signallicht eingeschaltet, blau und weiß abwechselnd. Bent sah es zuerst mit bloßem Auge. »Das ist die Küstenwache«, sagte er.

Lars sah die Kennung und gab Vollgas. Der Bug hob sich, das Boot schoss über die Wellenkämme, Wasser schlug über den Rumpf und traf ihn ins Gesicht, kalt und salzig. Der

Strand war nur noch drei Seemeilen entfernt. Das Küstenwachschiff schien schneller als sie zu sein. Über Sprechfunk kam jetzt eine dänische Stimme: »Unbekanntes Fahrzeug auf Position siebenundfünfzig Grad vierundfünfzig Nord, zehn Grad zwölf Ost, bitte identifizieren Sie sich und stoppen Sie Ihre Maschine.«

»Wir gegen an Land«, sagte Lars.

Bent sah ihn an.

»Wir landen, und wir versenken die Pakete, bevor wir den Strand erreichen, und dann laufen wir.« Lars hielt den Kurs, die Augen auf den Radarschirm. Die Küste war jetzt als dunkler Streifen am Horizont sichtbar. »Verstanden?«

Bent zog das Messer aus dem Gürtel und hielt es in der Hand, die Klinge nach unten gerichtet. »Verstanden.«

Die Küstenwache wiederholte die Aufforderung, zum zweiten Mal. Die Stimme blieb ruhig und verriet keine Ungeduld. Das Signallicht blinkte, blau und weiß, eine Seemeile hinter ihnen.

Lars raste auf den Strand zu. Die Dünung wurde flacher, je näher sie der Küste kamen, und das Boot wurde noch schneller. Der Motor heulte auf Vollgas. Zweihundert Meter vom Strand öffneten sie die Halteleinen der Pakete.

»Jetzt.«

Bent arbeitete schnell und ohne Hektik. Er nahm das erste Paket, stach mit dem Messer durch den Auftriebskörper, einmal, zweimal. Die Luft kam zischend heraus. Dann warf er es über Bord. Das zweite Paket folgte, dann das dritte. Beim vierten brach die Klinge ab. Das Messer war zu dünn für das dicke Gummi des Auftriebskörpers. Lars zog sein eigenes Messer auf seiner Jackentasche, stach damit zu und warf das Paket über Bord.

Alle vier schweren Pakete versanken sofort. Lars fuhr das große Schlauchboot mit Schwung auf den Strand. Er gab Vollgas bis zum letzten Moment, dann zog er den Motor hoch. Der Rumpf schabte über Sand. Er sprang über den

Bootskörper, landete nur noch mit den Füßen im Wasser und rannte auf die Dünen zu. Bent folgte ihm. Er war schwerer und langsamer, aber er lief ohne Zögern.

Der Strand war hundert Meter breit, feiner weißer Sand, der im Dunkel grau aussah. Das Gras der Dünen am Rand bewegte sich im Wind. Die Fischerhütte lag dreißig Meter entfernt, ihr Holz dunkel, die Plane über dem Dach knatterte im Wind. Lars war zwanzig Meter vom Wasser entfernt, als ein Schuss fiel.

Er kam aus den Dünen, links von der Hütte, ein einzelner trockener Knall, den der Wind sofort wegnahm. Lars warf sich in den Sand. Er lag und wartete, dann ertönte ein zweiter und ein dritter Schuss. Lars drehte sich um.

Bent lag drei Meter hinter ihm, auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt, die rechte Hand halb geschlossen um das Messer, das er immer noch hielt. Er bewegte sich nicht.

Lars blieb liegen und sah auf die Dünen. Das Gras bewegte sich gleichmäßig im Wind. Er sah von hier aus keinen Menschen, weder bei der Hütte noch in den Dünen. Er wartete zehn Sekunden, zwanzig. Als es ruhig blieb, dann kroch er auf Bent zu, ganz flach im Sand.

Bent sah ihn an. Die Augen waren offen und klar, der Mund leicht geöffnet. Lars sah eine Wunde, links auf der Brust. Bent hatte die linke Hand dagegen gedrückt, und die Hand war dunkel und nass. Er atmete kurz und flach. Bei jedem Atemzug kam ein Geräusch, das Lars noch nie gehört hatte und das er sofort verstand. »Geh«, sagte Bent.

Seine Stimme war ruhig. Lars sah auf die Dünen. Es war nichts zu sehen. »Bent.«

»Geh jetzt«, sagte Bent und hustete kurz und trocken. Lars sah, wie seine Hand sich fester gegen die Wunde drückte.

Hinter ihnen, draußen auf dem Wasser, flammte ein weißes Licht auf. Der Scheinwerfer des Küstenwachschiffs fuhr über den Strand, breit und gleichmäßig. Er leuchtete den Strand ab in einer zehn Meter breiten Bahn. Dazu blinkte das Blaulicht.

Lars stand auf und rannte.

Er lief durch den weichen Sand, der bei jedem Schritt nachgab und ihn verlangsamte. Die Beine waren schwer, der Atem stach schon nach dreißig Metern scharf in der Brust. Die Dünen lagen dunkel vor ihm. Das Gras peitschte ihm ins Gesicht, als er den ersten Hang hinauflief. Seine Hände griffen ins Gras und fanden keinen Halt. Er rutschte, kniete in den Sand, stand wieder auf. Er drehte sich kurz um und sah, wie der Scheinwerfer der Küstenwache auf Bents Körper gerichtet war, der regungslos am Strand lag.

Auf der anderen Seite fiel das Land in eine flache Senke ab. Dort verlief ein Schotterweg parallel zur Küste. Lars sah ihn und lief quer dazu, weg vom Strand.

Er hörte Geländewagen, bevor er ihre Lichter sah. Die Motoren kamen von irgendwo links, und sie waren näher, als er erwartet hatte. Dann tauchten zwei Scheinwerferpaare auf, die über die Senke schwangen und den Schotterweg entlangkamen.

Lars warf sich ins Gras und lag still, das Gesicht nach unten, die Arme eng am Körper. Der erste Wagen fuhr dreißig Meter an ihm vorbei, der zweite zwanzig. Ihre Scheinwerfer strichen über den Dünenkamm und über den Strand dahinter.

Er hörte sie bremsen, Türen knallten, dann riefen Stimmen auf Dänisch und Funkgeräte knisterten.

Lars lag im Gras und wartete. Er spürte die Kälte von unten, durch die Jacke, durch die nassen Hosen. Aber er wusste, dass Bewegungen ihn jetzt verraten konnten. Er dachte an Bent, der auf dem Strand lag. Er dachte an den Schützen in den Dünen, der dort auf sie gewartet hatte. Er dachte, dass der Schütze entweder noch dort war oder weg war. Beides war möglich, er konnte es nicht wissen.

Der Scheinwerfer vom Küstenwachschiff glitt weiter über die Dünen, das weiße Licht warf eine breite, gleichmäßige Bahn. Für einen Moment traf es die Senke, in der Lars lag, dann fuhr es über ihn hinweg. Lars sah den Lichtstrahl

über das Gras wandern und wartete, bis er weit genug weg war.

Dann stand er auf und lief gebückt weiter. Er rannte weg von den Blaulichtern und den Stimmen und dem Scheinwerfer.

Er lief eine Stunde, vielleicht mehr, durch Gras und Sand und einmal durch einen flachen Bach, der kalt war wie alles in dieser Nacht.

Dann erreichte er eine asphaltierte Straße mit weißen Markierungen, die im Dunkel schwach leuchteten. Er folgte ihr nach Süden, bis die ersten Lichter von Skagen auftauchten. An einer Bushaltestelle am Stadtrand setzte er sich auf die Bank und wartete. Seine Hände zitterten, was er erst jetzt bemerkte. Er steckte sie in die Jackentaschen und wartete darauf, dass es aufhörte.

In seiner rechten Jackentasche fand er das Telefon. Er hatte vergessen, dass er es noch hatte. Er sah auf das Display, vier Uhr dreiundzwanzig, und drei ungelesene Nachrichten von der Nummer, die er auswendig kannte. Er öffnete sie nicht.

Der erste Bus nach Frederikshavn fuhr um fünf Uhr acht. Lars stieg ein, zahlte bar, setzte sich hinten im Bus ans Fenster und sah auf die Straße, die im Morgengrauen grau und leer war. Von Frederikshavn war Göteborg dreieinhalb Stunden mit der Fähre entfernt. Von Göteborg könnte man in wenigen Stunden Malmö mit dem Zug erreichen. Er musste an das Konto bei der Bank dort denken.

Dann kam ihm wieder das Bild von Bent in den Sinn, der auf dem Strand gelegen hatte mit der Hand gegen die Wunde. Er erinnerte sich, wie Bent gesprochen hatte. Er hatte »Geh« gesagt. Lars sah aus dem Fenster auf die Heidelandschaft draußen, auf die Bäume und vereinzelten Höfe. Dann dachte er an nichts mehr.

---

Kiel, 10. April 2000, 0:31 Uhr

Detlev Klüver schaltete die Lampe an und setzte sich noch einmal an den Schreibtisch. Vor ihm lagen die Unterlagen für den Innenausschuss in der nächsten Woche. Es waren dreiunddreißig Seiten, eng beschrieben, mit Randnotizen in seiner eigenen Handschrift. Er hatte die ersten achtzehn gelesen. Dann hatte er die nächste Seite aufgeschlagen, wieder zugeschlagen und das Fenster angesehen.

Draußen war die Stadt dunkel. Er stand auf, ging in die Küche und füllte ein Glas Wasser. Er trank es am Spülbecken stehend. Das Wasser war ein Vorwand, sich zu bewegen. Er stellte das Glas ab, ging zurück an den Schreibtisch und setzte sich. Er schlug die neunzehnte Seite auf. Es war 0:38 Uhr.

Er rechnete nach. Das Schiff musste auf Position sein, denn Duchamp hatte ihm vor zwei Tagen bestätigt, dass der Frachter Skagen pünktlich erreichen würde. Er steuerte Kopenhagen an, wo er übermorgen früh ankommen sollte. Die Übergabe war für kurz nach Mitternacht geplant. Lars und der alte Däne waren jetzt auf dem Wasser, irgendwo vor Skagen, auf einem Strand, den Klüver nie gesehen hatte und nie sehen würde. In drei Stunden würde die Ware in der Fischerhütte liegen, die beiden Männer würden verschwunden sein, und morgen früh würde nichts davon je stattgefunden haben.

Er las die neunzehnte Seite. Es ging um die Neubesetzung der Grenzschutzstellen an der dänischen Grenze. Das war ein Thema, das ihn normalerweise interessierte, weil es Spielraum für Einfluss bot. Er las den ersten Absatz, dann den zweiten. Beim dritten merkte er, dass er den zweiten nicht behalten hatte, und fing wieder von vorne an.

Das Gerät stand auf dem Schreibtisch, rechts neben den Unterlagen. Es war ein normales Festnetztelefon, schwarz, mit einer langen Schnur. Er trug es manchmal durch die Wohnung, wenn er telefonierte.

Duchamp hatte ihm gesagt, er würde sich melden, wenn es etwas zu melden gab. Das war die Vereinbarung, und die

Vereinbarung war richtig. Trotzdem lag das Telefon da, und er sah es an. Er stand wieder auf.

Die Unruhe, die ihn manchmal überkam, wenn er wartete, war eine schlechte Angewohnheit. Er hatte sie nie ganz abgelegt, obwohl er gelernt hatte, sie zu verbergen. Im Landtag, in Ausschusssitzungen, wenn eine Abstimmung knapp war und er nicht sicher sein konnte, wie sie ausging, saß er still und aufrecht und sah geradeaus. Niemand sah ihm an, was in ihm vorging. Das hatte er geübt, über Jahre. Schwäche wollte er keinesfalls nach außen zeigen.

Aber hier, allein in seiner Wohnung, mit der Förde draußen und dem Telefon auf dem Schreibtisch, war niemand, der ihn sah. Er ging zum Fenster und konnte dort draußen immer noch nichts Neues entdecken. Er dachte an Lars, den er nie getroffen hatte und von dem er nur wusste, was Duchamp ihm gesagt hatte: zuverlässig, kennt das Wasser, hat dreimal für uns gearbeitet. Dann dachte er wieder an Barschel und an alles, was danach gekommen war: die Affäre, der Zusammenbruch, die Frage, die niemand laut stellte.

Es war nicht die Korruption gewesen. Korruption gab es überall, und die meisten überlebten sie. Es war die Unvorsichtigkeit gewesen. Die Überzeugung, dass man unantastbar war, dass die eigene Position stark genug war, um alles zu tragen, was man darauflegte.

Klüver war nicht unvorsichtig. Das war der Unterschied, und er hielt daran fest. Es war der Grundsatz, der alles andere trug. Er kannte keine Namen, die ihn belasteten. Er tauchte in keinem Protokoll auf, in keiner Verbindung, die ein Staatsanwalt ziehen konnte. Das war die Konstruktion, die hielt, solange niemand einen Fehler machte.

Er sah auf die Uhr. Es war fast ein Uhr. Er hatte sich beruhigt, oder zumindest so weit, wie er sich in dieser Nacht beruhigen würde.

Um halb zwei stand Klüver auf, räumte die Unterlagen in

die Aktentasche und ging ins Schlafzimmer. Er lag eine Weile mit offenen Augen in der Dunkelheit und hörte den Wind gegen die Fenster drücken, vier Beaufort, vielleicht fünf. Er dachte an nichts Besonderes. Er schlief kurz nach drei Uhr ein. Das Telefon klingelte nicht.

---

# KAPITEL 3
# DIE SPUR

Kiel, 12. April 2000

Es war ein Donnerstag, kurz nach neun, als das Telefon klingelte. Klüver saß am Schreibtisch und trank seinen ersten Kaffee des Tages. Vor ihm lag die Morgenzeitung, aufgeschlagen beim Wirtschaftsteil. Den Politikteil las er erst nach dem zweiten Kaffee. Politik vor zehn Uhr fing den Tag falsch an. Draußen war die Förde grau und still, kein Wind, die Oberfläche glatt wie Glas. Für Kiel im April war das ungewöhnlich. Er ließ das Telefon zweimal klingeln, bevor er abnahm. »Klüver.«

»Ich bin es.« Duchamps Stimme war ruhig, wie immer, mit dem leichten belgischen Akzent, der nach zwei Jahren immer noch fremd klang. »Haben Sie einen Moment?«

»Ja, habe ich.« Er stand auf und ging zum Fenster, das Telefon in der Hand, denn die Schnur war lang genug. Draußen fuhr ein Bus in Richtung Hafen.

»Die Operation ist abgeschlossen«, sagte Duchamp. »Aber nicht wie geplant.«

Klüver wartete.

»Die Ware ist verloren. Das Boot wurde identifiziert, wir wissen noch nicht von wem. Lars hat sich aus dem Staub

gemacht.« Es folgte eine kurze Pause, die aber nicht lang genug war, um zufällig zu sein. »Der andere Mann ist tot.«

»Wie bitte?«, fragte Klüver.

»Einer meiner Leute war vor Ort. Es gab eine Einschätzung der Situation.«

Die Formulierung war präzise und sagte alles und nichts. Klüver kannte solche Formulierungen. Er verwendete sie selbst, in Ausschusssitzungen, wenn eine Entscheidung gefallen war, die man nicht beim Namen nennen wollte. Eine Einschätzung der Situation, das war eine pragmatische Reaktion auf veränderte Umstände. Das war eine notwendige Maßnahme im Rahmen des Gegebenen. Es bedeutete dasselbe: dass jemand eine Entscheidung getroffen hatte, die er nicht laut aussprechen wollte, weil sie laut ausgesprochen falsch klang.

»Wer hat das entschieden?«, fragte Klüver.

»Das war eine Einschätzung vor Ort«, sagte Duchamp. »Unter den gegebenen Umständen.«

»Das habe ich verstanden.« Klüver hielt die Stimme eben. »Meine Frage war, wer es entschieden hat.«

»Mein Mann. Er hat gesehen, dass die beiden geschnappt werden würden. Deshalb hat er entschieden.«

»Auf Ihre Anweisung?«

Es entstand eine kurze Pause. »Er handelte nach eigenem Ermessen.«

Klüver sah aus dem Fenster auf die Straße. Er dachte an Bent, den er nie getroffen hatte und von dem er nur wusste, was Duchamp ihm gesagt hatte: Er sei zuverlässig und kenne das Wasser. Er schob den Gedanken beiseite. Solche Gedanken leisteten nichts. »Das war falsch«, sagte Klüver.

»Ja«, sagte Duchamp.

»Nicht nur moralisch.« Klüver wandte sich vom Fenster ab und ging zurück zum Schreibtisch. »Operativ. Solche Entscheidungen erzeugen Spuren. Ein toter Mann auf einem dänischen Strand erzeugt Fragen, und Fragen erzeugen

Ermittlungen, und Ermittlungen sind das Einzige, was uns wirklich gefährlich werden kann.«

»Die dänische Polizei hat den Fall als ungeklärten Unfall eingestuft«, sagte Duchamp. »Es gibt keine Verbindung zu uns.«

»Noch nicht.«

»Nein«, sagte Duchamp. »Noch nicht.«

Klüver setzte sich. Der Kaffee war kalt geworden, was er erst jetzt bemerkte. Er trank trotzdem einen Schluck. »Ich will, dass so etwas nicht mehr ohne mein Wissen passiert«, sagte er. »Das war die Bedingung von Anfang an. Es geht nicht um Schutz vor den Konsequenzen. Es geht darum, dass ich die Konsequenzen einschätzen muss, bevor sie eintreten. Danach ist es zu spät.«

»Okay, das habe ich verstanden«, sagte Duchamp. Es klang wie eine Zusage.

»Gut«, sagte Klüver. Er legte auf.

Das Telefon lag vor ihm auf dem Schreibtisch, neben der Zeitung, die er nicht zu Ende gelesen hatte. Er dachte an Barschel. Kurz. Er dachte immer kurz an Barschel, wenn etwas passiert war, das er nicht vollständig kontrolliert hatte. Loyalität hielt nicht. Schweigen hielt auch nicht. Das war die Lektion.

Er brauchte Kontrolle. Tatsächliche, strukturelle Kontrolle, über das, was passierte, und über die Menschen, die es passieren ließen. Das war die Lektion. Klüver hatte sie gelernt, und er würde sie nicht vergessen. Er zog die Morgenzeitung wieder zu sich heran und fand die Stelle, wo er aufgehört hatte, mitten in einem Artikel über die Entwicklung des Containerverkehrs in Nordseehäfen. Er las weiter. Dann schlug er den Politikteil auf, obwohl es noch nicht zehn war, und fing an, ihn zu lesen.

---

Göteborg, 13. April 2000

Sören öffnete mitten in der Nacht seine Wohnungstür. Vor ihm stand sein alter Freund Lars. Er wirkte gehetzt, sah müde aus und seine Kleidung war unordentlich. Er sah ihn einen Moment lang an, dann trat er zur Seite. Es war halb vier morgens, und Sören stellte erst einmal keine Fragen. Das schätze Lars so sehr an ihm, damals auf den Übungen und jetzt wieder.

Sie gingen durch die Wohnung in die Küche und Lars setzte sich an den Küchentisch. Sören holte eine Pfanne aus dem Schrank und begann, Rührei zu machen. Er fragte nicht, ob Lars hungrig war.

Sie saßen bis kurz nach sechs Uhr zusammen. Lars erzählte ihm, was in Skagen passiert war: von der Fischerhütte bis zum Strand, von der falschen Küstenwache bis zum Schuss aus den Dünen, und von Bent, der auf dem Rücken gelegen hatte mit der Hand gegen die Brust gedrückt. Sören hörte zu, ohne zu unterbrechen, die Ellbogen auf den Tisch gestützt. Als Lars fertig war, schob er die Kaffeekanne über den Tisch. »Lars, Du musst zur Polizei gehen«, sagte Sören schließlich.

»Womit?«, fragte sein Freund. »Ich war auf einem Boot ohne Papiere, bei einer illegalen Aktion, und ich bin vor der Küstenwache geflohen. Bent ist tot, und die Ware ist weg. Was sage ich der Polizei?«

»Alles, was Du mir gerade gesagt hast.«

»Ich habe einen Vornamen und eine Handynummer, die inzwischen nicht mehr existiert«, sagte Lars. »Und Duchamp hat Verbindungen, das weiß ich, bis weit in die Behörden hinein, wahrscheinlich sogar in Dänemark und in Schweden. Wenn ich zur Polizei gehe, bin ich derjenige, der verhaftet wird.«

Sören sah aus dem Fenster auf den Innenhof. Es wurde langsam hell. In dem Baum unter dem Fenster fing ein Vogel an zu singen. »Dann verschwinde«, sagte Sören nach einer Weile. »Geh nach Hause und tu so, als wäre nichts gewesen.«

Lars sah ihn an, und Sören blickte zurück. Keiner sagte etwas. »Bent ist tot«, sagte Lars.

»Ich weiß«, antwortete Sören.

Schließlich gingen die beiden doch schlafen, als Göteborg draußen aufwachte. Sören schlief in seinem Zimmer, Lars auf der Couch im Wohnzimmer, unter einer Decke, die nach Waschmittel roch. Er lag auf dem Rücken und hörte die ersten Straßenbahnen und Autos und die Schritte von jemandem in der Wohnung über ihnen. Er schlief ein, irgendwann, ohne zu merken, wann.

Als er aufwachte, war es kurz vor zwölf. Sören saß wieder am Küchentisch und las Zeitung. Er sah auf, als Lars hereinkam. Lars schenkte sich Kaffee ein und setzte sich. Das Sonnenlicht fiel schräg durch das Küchenfenster. »Ich habe nachgedacht«, sagte Lars schließlich.

Sören legte die Zeitung ab, sah ihn an und wartete.

»Duchamp hat die Ware verloren«, sagte Lars. »Er denkt, Bent ist tot, und ich bin weg, und die Sache ist erledigt.« Er trank seinen Kaffee. »Aber ich will nicht, dass sie erledigt ist.«

Sören sagte erst nichts. »Du musst zur Polizei gehen, Lars.«

»Nein, ich denke, dass es vielleicht noch eine andere Möglichkeit gibt.«

---

Skagerrak, 17. April 2000

Der Grund bestand aus flachem und gleichmäßigem Sand. Vereinzelt wuchsen Büschel von Seegras zwischen Steinen. Die Sicht betrug drei bis vier Meter. Es war ein grüngraues Dämmerlicht, das alles in derselben Farbe erscheinen ließ: den Sand, das Wasser und die eigenen Hände. Sie waren in zweiundzwanzig Metern Tiefe, wie ihnen der Tauchcomputer am Handgelenk zeigte.

Die beiden Taucher bewegten sich in gleichmäßigen

Bahnen über den Grund. Sie schwammen fünfzig Meter in eine Richtung, dann fünfzig Meter zurück, und jede Bahn war um zehn Meter versetzt. Sie schienen schweigend und ohne Hektik ihren Tauchgang zu absolvieren.

Ein Kabeljau schwamm am ersten Taucher vorbei, nah genug, um die Schuppen zu sehen, und verschwand wieder im Grau. Einmal tauchte aus dem Dämmerlicht ein alter Anker auf, halb im Sand versunken und mit Muscheln bewachsen. Die beiden Taucher sahen ihn und schwammen weiter.

Nach einer halben Stunde berührte der zweite Taucher den Arm des ersten und zeigte auf sein Manometer. Der erste sah auf sein eigenes, nickte und deutete nach oben.

Sie tauchten auf in flaches graues Aprillicht. Eine Segelyacht lag fünfzig Meter entfernt vor Anker. Eine schwedische Flagge wehte am Heck und der Motor war aus. Sie schwammen zurück und kletterten über die Badeleiter an Bord.

Lars zog die Flossen aus und setzte sich ins Cockpit. Sören setzte sich neben ihn und holte eine Thermoskanne aus der Kajüte. »Nichts«, sagte Sören.

»Noch nicht«, sagte Lars.

Sein Freund schenkte Tee ein und reichte ihm einen Becher. Sie tranken und sahen auf das Wasser. Die Küste von Skagen lag zwei Seemeilen entfernt als flacher Streifen am Horizont, kaum sichtbar im diesigen Aprillicht. Lars stellte den Becher ab und sah auf den Kompass.

»Wir könnten dreißig Meter weiter nach Nordosten tauchen«, sagte er.

Sören sah ihn an.

»Die Position stimmt nicht ganz«, sagte Lars. »Dreißig Meter nach Nordosten könnte besser hinkommen.«

Sören trank seinen Tee zu Ende und stellte den Becher weg. »Dann tauschen wir die Flaschen«, sagte er.

Sie wechselten die leeren Flaschen gegen volle, überprüften die Instrumente und stiegen wieder ins Wasser.

Ihr zweiter Tauchgang begann wie der erste mit grüngrauem Dämmerlicht. Aber diesmal schwammen sie dreißig Meter nach Nordosten und suchten dort weiter.

Lars fand das erste Paket nach nur acht Minuten. Es lag halb im Sand. Der schwarze Kunststoff der Außenhülle war intakt, der orangefarbene Auftriebskörper hingen noch daran, zusammengefallen und schlaff. Lars schwamm dicht über dem Paket und sah es an. Es war eines der drei Kokainpakete, das erkannte er an der Form und an der Größe. Er befestigte ein kleines rotes Fähnchen daran und schwamm weiter. Das zweite Paket lag zwölf Meter entfernt, das dritte weitere zehn Meter in Richtung Nordosten, beide Kokainpakete, beide unversehrt. Lars markierte diese aus.

Er fand das vierte Paket neben einem flachen Stein. Es war ein wenig kleiner als die anderen und lag tiefer im Sand. Sein Gewicht hatte es schneller sinken lassen. Lars fasste das Paket an und spürte wieder, dass der Inhalt unregelmäßig verteilt war. Er rief Sören mit einem Handzeichen heran.

Sören schwebte neben ihm und legte ebenfalls die Hände an das Paket. Er hob es kurz an und ließ es wieder sinken. Dann sah er Lars an, der nach oben deutete.

Sie befestigten das Paket an der Leine, die Lars um die Schulter getragen hatte, und tauchten auf. Dabei mussten sie ihre Dekompressionsstopps in verschiedenen Tiefen einlegen. Sie zogen die Leine hinter sich her.

Schließlich erreichten sie die Oberfläche und kletterten an Bord der Segelyacht. Sören hatte das Schiff von einem Freund in Göteborg ausgeliehen. Sie nahmen ihre Pressluftflaschen ab, zogen die Neoprenanzüge aus und verstauten die Tauchsachen in einem Seesack.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Lars.

»Jetzt müssen wir das Paket irgendwie von da unten hier hochbekommen. Lass mich einmal überlegen.« Sören nahm die Leine in die Hand, die über die Bordwand ging und im Meer verschwand. Dann sagte er: »Das könnte klappen. Die

Leine müsste in die Winsch passen. Und wir nehmen den Baum vom Boot als Arm, als einen Ausleger.«

»Ja, wir basteln uns einen Kran«, sagte Lars und seine Stimme klang jetzt etwas hoffnungsvoller.

Sie schwenkten den Baum des Großsegels nach außen, führten die Leine aus dem Wasser über eine Umlenkrolle, dann auf das Boot. Hier klemmte Sören das Tau in die große Winsch ein, mit der normalerweise die Vorsegel dicht geholt wurden. Er kurbelte, und das Klackern der Sperre erfüllte die Luft. Nach fünf Minuten wechselten sie sich ab. »Das muss wirklich verdammt schwer sein, was da dranhängt«, sagte Sören, während Lars weiter kurbelte.

Endlich kam das Paket langsam aus dem Meer. Das Wasser lief in Strömen von der schwarzen Außenhülle. Als es weit genug aus dem Wasser war, schwenkte Sören vorsichtig den Baum über das Cockpit. Dann löste Lars die Leine an der Winsch und das Paket fiel mit einem dumpfen Geräusch auf den Boden.

Sie standen beide über dem Paket und sahen es an, nass und schwer und unförmig auf den Cockpitplanken.

Lars holte sein Messer heraus und schnitt die Außenhülle auf. Der Kunststoff war dick und er brauchte Kraft. Dann gab das Material nach und er zog es auseinander. Innen war eine zweite Schicht, eine Luftpolsterfolie, die in mehreren Lagen um den Inhalt gewickelt war. Lars wickelte sie ab, Lage um Lage. Seine Hände waren ruhig.

Die erste Lage fiel auseinander und gab den Blick frei auf kleine verschweißte Plastikbeutel, durchsichtig, gefüllt mit Gegenständen, die im Aprillicht des Skagerraks funkelten.

Es waren Uhren. Ein Dutzend Armbanduhren, mit Gehäusen aus Gold und Stahl, Zifferblätter mit Namen, die Lars kannte, obwohl er nie eine von ihnen getragen hatte. Darunter befanden sich weitere Beutel, gefüllt mit Schmuck. Dazu gehörten Ketten und Armbänder und Ringe, manche mit Steinen, die selbst durch das Plastik hindurch leuchteten. Und ganz unten, in einer separaten Umhüllung aus Schaum-

stoff, schien der Hauptgewinn zu liegen: vier flache und schwere Beutel. Sie enthielten Gold in kleinen Barren.

Sören sah auf den Inhalt des Pakets, dann auf Lars, dann hob er einen der Plastikbeutel heraus und hielt ihn ins Aprillicht. Die Goldbarren lagen schwer und still in ihrer Schaumstoffumhüllung. »Ich habe noch nie einen Goldbarren in der Hand gehalten«, sagte er schließlich.

»Jetzt hast du vier«, sagte Lars.

Sören stellte den Beutel sorgfältig zurück in das Paket, als wäre es zerbrechlich. Dann sah er Lars an. »Und die anderen drei Pakete lassen wir unten?«

»Die anderen drei lassen wir unten«, sagte Lars. Er faltete die Luftpolsterfolie wieder über den Inhalt. »Du willst nicht solche Mengen an Drogen auf dieses Schiff holen. Und wir wollen keine Drogenhändler werden.«

Sie lichteten den Anker und segelten zurück. Erst ging es nach Nordosten, dann nach Südwesten. Der Wind wehte jetzt mit vier Beaufort und trieb die große Hallberg-Rassy leise und gleichmäßig durch die Dünung. Das Paket lag in der Koje in der Kajüte, in eine Decke gewickelt, und Lars saß im Cockpit am Steuer und sah auf das Wasser und dachte an Bent.

Sören kam aus der Kajüte mit zwei Bechern Kaffee und setzte sich neben Lars.

»Lars, ich frage mich immer noch, was wir mit den Drogen machen sollen.«

»Wir fahren nach Göteborg zurück«, sagte Lars. »Und dann geben wir der dänischen Polizei einen anonymen Tipp. Die genauen Koordinaten, was da unten liegt.«

Sören trank seinen Kaffee. »Und das hier?«, fragte er, mit einem kurzen Blick zur Kajütentür.

»Das hier«, sagte Lars, »ist für Bent, für seine Tochter und für uns.«

Sören nickte und sagte nichts mehr. Sie segelten weiter nach Südwesten, mit dem Paket in der Koje, den Koordinaten

auf dem GPS und dem dänischen Küstenstreifen im Rücken, der langsam hinter dem Horizont verschwand.

---

Hull, Vereinigtes Königreich, 19. April 2000

Die Wache in der Queen's Gardens war an diesem Donnerstag halb leer. Police Constable James Walker war das recht. Er saß lieber allein an seinem Schreibtisch, und ein Donnerstagnachmittag in Hull im April hatte ohnehin nur ein Gesprächsthema unter Kollegen: das Wetter.

Es regnete seit dem Morgen. Vor den Fenstern lag die Stadt unter einem Himmel, der seit Tagesanbruch grau geblieben war. Walker saß am hinteren Schreibtisch im Großraumbüro im ersten Stock. Vor ihm lag ein Stapel Korrespondenz, der heute Morgen aus Sergeant Whittakers Eingangskorb auf seinen eigenen umgezogen war. Whittaker hatte dazu gesagt: »Du hast doch genug Zeit, oder, Constable?«

Walker hatte geschwiegen, so wie man bei Whittaker manchmal besser nichts sagte. Er hatte nach acht Monaten Dienst gelernt, dass jeder Stapel Papier eine Gelegenheit war, sich nützlich zu machen. Auch wenn das Nützlichmachen heute darin bestand, Routinemeldungen aus zwölf Polizeibezirken in die richtigen Ablagefächer zu sortieren.

Er arbeitete sich durch den Stapel. Eine Vermisstenanzeige, ein Diebstahlbericht und zwei Faxe wurden zur Weiterleitung markiert. Dann kam ein dünner blauer Umschlag mit dem Interpol-Stempel auf der Vorderseite.

Walker zog das Schreiben heraus. Es war zweisprachig verfasst, englisch und dänisch nebeneinander. Der Briefkopf stammte von der Politi in Kopenhagen, das Datum war der Vortag.

*Betreff: Identifizierung Schussopfer Skagen Strand, 10. April*

*2000. Bitte um Mithilfe bei Recherche zu früheren britischen Kontakten.*

Walker las. Ein Mann namens Bent Pedersen, geboren 1954, dänischer Staatsbürger, sei am 10. April auf einem Strand nördlich von Skagen tot aufgefunden worden. Er hatte eine Schusswunde in der Brust. Aber es gab kein Identitätsdokument bei der Leiche. Die Identifizierung sei über Fingerabdrücke gelungen. Pedersen sei in den achtziger Jahren mehrfach wegen Zigarettenschmuggels über den Öresund aufgefallen. Einmal gab es eine britische Verbindung: 1986 sei sein Boot vor Grimsby von der dortigen Hafenpolizei aufgebracht worden. Das Verfahren war später wegen rechtlicher Mängel eingestellt worden. Man bitte um Auskunft, ob aus dieser Akte Namen britischer Mittäter aktenkundig seien, die für gegenwärtige Ermittlungen relevant sein könnten.

Walker las den Brief ein zweites Mal. Dann stand er auf und ging zum Aktenschrank an der Wand. In der Schublade unter dem Buchstaben G suchte er die Grimsby-Akten von 1986. Nach fünf Minuten fand er die Sache mit dem dänischen Fischerboot. Er nahm den Hefter mit zurück an seinen Schreibtisch und blätterte.

Das Boot hatte Solveig II geheißen. Aufgebracht hatte die Küstenwache es am 14. September 1986. Die Ladung bestand aus dreitausend Stangen Zigaretten ohne Steuerbanderole, deklariert als Fischfang. Drei Männer waren an Bord gewesen. Das Verfahren war eingestellt worden, weil der durchsuchende Beamte die Ladeluke ohne richterlichen Beschluss geöffnet hatte. Im Anhang fand Walker eine handgeschriebene Namensliste der Crew.

Pedersen, Bent. Hansen, Lars. Olesen, Erik.

Walker blieb einen Moment bei dem Namen Lars Hansen hängen. Er blätterte weiter und fand am Ende der Akte eine Notiz mit Bleistift, datiert auf den November 1986. Der bearbeitende Sergeant, längst pensioniert, hatte vermerkt, dass Hansen damals als ehemaliger Angehöriger der dänischen Küstenwache identifiziert worden sei. Daneben hatte er in

derselben Bleistiftschrift hinzugefügt: Möglicherweise ist das der Kopf der Operation. Walker schloss den Hefter. Dann öffnete er ihn wieder und las die Notiz noch einmal.

Er stand auf und ging zu Whittakers Schreibtisch, der vier Reihen weiter vorne stand. Whittaker war dreiundfünfzig Jahre alt. Seine 95 Kilo steckten in einer Uniform, die für fünfundachtzig genäht worden war, las gerade die Hull Daily Mail. Er sah hoch, als Walker neben ihm stehen blieb.

»Sergeant. Eine Interpol-Anfrage aus Kopenhagen. Ein toter Schmuggler in Dänemark mit britischer Vorgeschichte über Grimsby. Sein damaliger Komplize, ein gewisser Lars Hansen, war bei der Küstenwache. Der Ermittler hat damals notiert, dass Hansen wahrscheinlich der Kopf der Sache war.«

Whittaker faltete die Zeitung zusammen, langsam und sorgfältig.

»Und?«

»Pedersen wurde jetzt erschossen, Sergeant. An einem Strand bei Skagen, ohne Ausweis. Das sieht nach einer Hinrichtung aus. Und Hansen ist verschwunden. Wenn Hansen damals der Kopf war und einer von beiden jetzt tot ist, dann sollten wir uns das ansehen.«

»Constable.« Whittaker hob die rechte Hand, ruhig, mit der Geduld eines Mannes, der diese Bewegung schon oft gemacht hatte. »Wo liegt Skagen?«

»In Dänemark, Sergeant.«

»Wo liegt Hull?«

»In England.«

»Sehr gut. Dann sind wir uns einig, dass die Aufklärung eines Mordes in Dänemark eine dänische Angelegenheit ist.« Whittaker faltete die Zeitung wieder auseinander. »Du beantwortest die Anfrage höflich, schickst eine Kopie der Akte mit und vermerkst, dass uns aus dem Jahr 1986 nichts darüber hinaus vorliegt. Punkt.«

»Aber, Sergeant …«

»Punkt, Constable.« Whittaker sah kurz hoch. In seinem Blick lag die Endgültigkeit eines Sergeants, der diese

Entscheidung schon zweihundertmal getroffen hatte. »Wir sind hier keine James-Bond-Truppe. Wir sind die Humberside Police. Wir haben fünf offene Einbrüche in West Hull und einen Vermissten in Beverley, und der Chief Inspector möchte heute Abend einen sauberen Stapel auf seinem Schreibtisch sehen. Dänemark kann auf Dänemark aufpassen.«

Walker nickte. »Sergeant.«

Er ging zurück zu seinem Schreibtisch.

Eine Weile saß er still und sah durch das Fenster auf den Regen. Keine James-Bond-Truppe. Walker hätte dazu einiges zu sagen gehabt.

Letzte Woche war er mit Sarah ins Odeon gegangen. »Die Welt ist nicht genug« hatten sie sich angesehen, mit Pierce Brosnan. Sarah hatte den Film gemocht, mit der Begeisterung einer angehenden Bibliothekarin, die einmal die Woche aus ihrem Alltag entkommen wollte. Walker hatte gestaunt, wie weit die Reihe heruntergekommen war. Brosnan trug Anzüge wie ein Bankangestellter und sah die Bösewichte an, als wollte er ihnen einen Kredit verkaufen. Roger Moore hätte dieselbe Szene mit einer hochgezogenen Augenbraue gespielt, und das Kino hätte gelacht. Im Angesicht des Todes, 1985, war der letzte richtige Bond-Film gewesen. Da war Walker sich sicher.

Wenn Whittaker das als James-Bond-Truppe bezeichnete, dann hatte Whittaker offenbar seit fünfzehn Jahren keinen Bond-Film gesehen.

Walker zog seinen Notizblock heraus und formulierte die Antwort an Kopenhagen, brav und höflich, wie Whittaker es verlangt hatte. »Wir bestätigen den Empfang Ihrer Anfrage. Wir übersenden Ihnen eine Kopie der Akte aus dem September 1986. Über den damaligen Stand hinaus liegen uns derzeit keine Erkenntnisse vor. Mit freundlichen Grüßen Humberside Police.«

Dann kopierte er die Anfrage und die handschriftliche Notiz. Er faltete die Kopien dreimal und steckte sie in die

Innentasche seines Uniformhemdes. Das Original ging mit dem Antwortschreiben an Whittakers Ausgangskorb.

---

Es war kurz nach fünf, als Walker die Wache verließ. Der Regen hatte nachgelassen. Dafür war Wind aufgekommen, der vom Humber her durch die Straßen zog. Walker schlug den Mantelkragen hoch und ging die Queen's Gardens entlang zur Bushaltestelle. Ein Constable im achten Dienstmonat fuhr mit dem Bus, und die Verbindung nach West Hull kam alle vierzig Minuten.

An der Carr Lane musste er an einer roten Ampel warten. Der Bus brummte vor sich hin, der Fahrer trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad. Walker saß am Fenster und sah hinaus. Neben dem Bus rollte ein Auto heran.

Es war ein neuer Wagen, lang und kantig, mit der strengen Linie der 1980er Jahre. Walker brauchte einen Moment, um den Wagen zuzuordnen. »Bristol Britannia«, sagte irgendwo in seinem Kopf eine Stimme, die mehr wusste als er. Hinter dem Steuer saß ein älterer Mann mit gepflegtem Schnurrbart. Er hatte beide Hände am Lenkrad und sah geradeaus. Walker betrachtete ihn durch die Busscheibe hindurch, mit dem stillen Respekt.

Eines Tages, dachte Walker.

Die Ampel sprang auf Grün. Der Bristol Britannia setzte sich in Bewegung und zog eine Weile neben dem Bus her, bevor er an der nächsten Kreuzung nach links abbog. Walker sah ihm nach, bis er hinter einer Reihe von Backsteinhäusern verschwand.

---

Oostende, 19. April 2000

Phillipe Duchamp stand auf dem Balkon im zweiunddreißigsten Stock. Er trank seinen Whiskey langsam. Die Nordseeluft war kalt und salzig, aber er blieb stehen. Das gab ihm nach einer langen Reise wieder, was er brauchte. Unten rechts lag der Hafen von Oostende, dessen Kräne sich als schwarze Silhouetten gegen den Abendhimmel abzeichneten.

Hinter ihm, durch die Balkontür, hörte er seine Frau Véronique in der Küche. Er nahm das leise Klicken der Cognacflasche wahr. Duchamp hatte ihr von der Reise erzählt. Dabei hatte er den Namen der Stadt genannt, die Anzahl der Tage und einige Details. Sie hatte genickt und nicht viele Fragen gestellt. Sein Mobiltelefon vibrierte in der Jackentasche. Er zog es heraus, las die belgische Vorwahl auf dem Display und nahm ab. »Ja.«

»Ich wollte Sie informieren«, sagte die Stimme ohne Einleitung. »Die dänische Küstenpolizei hat heute Morgen einen anonymen Tipp erhalten. Koordinaten, vor Skagen, zweiundzwanzig Meter tief. Drei Pakete, Kokain, insgesamt knapp siebzig Kilo. Man hat sie gegen Mittag geborgen.«

Duchamp trank einen Schluck Whisky und sah auf das Meer.

»Das vierte Paket war nicht dabei«, sagte die Stimme. »Sie suchen noch, aber ich glaube nicht, dass sie es finden werden.«

»Danke«, sagte Duchamp.

»Wie immer.«

Das Gespräch endete. Duchamp steckte das Telefon in die Tasche und blieb stehen. Siebzig Kilo Kokain auf dem Meeresgrund vor Skagen, gefunden von der dänischen Polizei auf der Grundlage eines anonymen Tipps. Jemand hatte gewusst, wo die Pakete lagen. Das bedeutete, dass jemand dabei gewesen war. Lars und Bent waren auf dem Schlauchboot gewesen.

Duchamp dachte nach. Der Mann auf dem Schlauchboot, der Däne, den er nur als Lars kannte. Er hatte gedacht, sein

Mann hätte ihn erwischt, zusammen mit dem alten Bent. Aber Bent war tot und Lars war weg, das hatte er gewusst, und jetzt wusste er etwas mehr: Lars war nicht weg.

Das vierte Paket.

Er sah auf das Meer und überlegte, was in dem vierten Paket gewesen sein könnte. Was hatte Lars jetzt damit vor? War es ein Problem, das sich von selbst löste oder eines, das Aufmerksamkeit brauchte? Dann summte das Telefon ein zweites Mal.

Er sah auf das Display. Eine unbekannte Nummer, diesmal mit einer dänischen Vorwahl. Er nahm ab.

Erst hörte er nichts. Der Anrufer machte eine kurze Pause. Dann sagte er auf Dänisch: »Für Bent.« Das Gespräch wurde beendet.

Duchamp sah auf das Telefon in seiner Hand. For Bent. Für Bent. Er kannte keinen Bent, oder er hatte ihn gekannt unter einem anderen Namen, der jetzt keine Rolle mehr spielte. Er wusste was die Worte bedeuteten, nicht im Detail aber im Prinzip. Er stand einen Moment still auf dem Balkon.

Hinter ihm öffnete sich die Balkontür.

»Philippe.« Véronique stand im Rahmen, das Cognacglas in der Hand, die Augen müde. »Kommst du rein? Es ist kalt.«

Duchamp sah noch einen Moment auf das Meer, auf die Kräne und das schwarze Wasser. Dann steckte er das Telefon in die Tasche und drehte sich um.

»Ja«, sagte er. »Ich komme.«

Er trat durch die Balkontür zurück in die Wärme der Wohnung. Hinter Phillipe Duchamp wartete die Nordsee in der Dunkelheit.

---

Hull, 20. April 2000

Walker aß sein Abendessen allein, wie meistens. Es gab Baked Beans, weil er keine Lust gehabt hatte einzukaufen. Draußen

regnete es noch immer. Es war der gleiche Regen wie seit zwei Tagen, grau und gleichmäßig. Er hatte die Hull Daily Mail auf den Küchentisch gelegt, neben den Teller. Die Sportnachrichten interessierten ihn nicht, und die Polizeinachrichten kannte er meistens schon, bevor die Zeitung erschien. Er blätterte weiter, bis er beim Wirtschaftsteil ankam.

Eine halbe Seite war einer britisch-belgischen Handelsdelegation gewidmet, die vor drei Tagen Moskau besucht hatte. Sie hatten offenbar Gespräche über Energieinfrastruktur und Hafenlogistik geführt, im Rahmen der wirtschaftlichen Öffnung Russlands. Darunter war ein Foto abgedruckt, schwarz-weiß, etwas unscharf wie alle Pressefotos in der Daily Mail. Acht Männer in Anzügen standen vor einem Gebäude, das Walker nicht kannte. Unter dem Foto standen sechs Namen, nicht acht.

Walker aß und sah das Foto an, ohne besonderen Grund. Es war eine Angewohnheit, der er gern nachging. In Besprechungen, im Bus, beim Warten schaute er Gesichter an und versuchte sie einzuordnen. Whittaker nannte das Zeitverschwendung. Walker nannte es nichts, er tat es einfach.

Sechs Namen für acht Gesichter. Zwei Männer standen im Hintergrund, etwas abseits, als hätten sie nicht dazugehören wollen oder als hätte der Fotograf sie übersehen. Der eine war groß und kahlköpfig. Der andere war schmaler, mit einer randlosen Brille, das Gesicht halb abgewandt. Walker trank seinen Tee und blätterte weiter.

Aber er blätterte wieder zurück. Er wusste nicht warum. Es war nur ein Gefühl, das er kannte und von dem er gelernt hatte, ihm zu folgen. Das Gesicht des Mannes mit der Brille war ihm nicht unbekannt. Er war sich nicht sicher, und er konnte es nicht einordnen. Er faltete die Zeitung so, dass das Foto oben lag, und legte sie auf den Stapel neben der Tür.

---

Am nächsten Morgen kam Walker zwanzig Minuten früher ins Büro als Whittaker. Er legte die Zeitung auf seinen Schreibtisch und öffnete dann den Aktenschrank. Die Grimsby-Akte von 1986 hatte er gestern wieder eingeheftet, unter dem Buchstaben G, in der dritten Reihe von oben. Er nahm sie heraus und legte sie neben die Zeitung.

In der Akte war ein Anhang, den er gestern nur flüchtig gesehen hatte. Es war ein Fax aus dem Hamburger Zollamt, datiert auf den Oktober 1986, drei Wochen nach der Aufbringung der Solveig II. Jemand hatte damals nachgefragt, an welche Firma die Zigaretten auf dem Schiff ursprünglich adressiert gewesen waren. Die Antwort war knapp: Maritime Logistics Group, Oostende, Belgien.

Walker sah auf das Fax. Dann sah er auf die Zeitung. Er stand auf, ging zum Aktenschrank und suchte den Ordner mit den Pressemitteilungen und Kongressberichten aus dem laufenden Jahr, den der Sergeant damals angelegt hatte. Niemand hatte ihn je weggeworfen, weil niemand je etwas wegwarf in diesem Büro. In dem Ordner lagen Berichte über Hafenkongresse, Reedereitage und Wirtschaftstreffen, ausgeschnitten und abgeheftet mit der Sorgfalt eines Mannes, der dachte, man könnte das eines Tages brauchen.

Im Februar hatte ein europäischer Offshore-Logistikkongress in Hamburg stattgefunden. Walker fand den Bericht auf Seite drei des Ordners. Ein kleines Foto zeigte die Teilnehmer beim Abendessen. Unter dem Foto stand eine Bildunterschrift mit Namen.

Dort las er: Phillipe Duchamp, Maritime Logistics Group, Oostende.

Walker hielt das Foto ans Licht. Dann legte er es neben die Daily Mail mit dem Moskau-Bild. Er brauchte einen Moment. Dann hatte er es.

Der Mann mit der randlosen Brille im Hintergrund des Moskau-Fotos, dessen Name nicht in der Bildunterschrift stand, war derselbe Mann, der in Hamburg beim Abendessen gesessen hatte. Derselbe Mann dessen Firmenname in einem

Fax aus dem Hamburger Zollamt stand. Derselbe Mann der 1986 Zigarettenschmuggel über die Nordsee organisiert hatte, oder zumindest seinen Namen dafür hergegeben hatte.

Und irgendwo in einer dänischen Akte lag ein toter Mann namens Bent Pedersen, erschossen auf einem Strand bei Skagen, ohne Ausweis.

Walker hörte Whittakers Schritte auf der Treppe. Er legte die Grimsby-Akte zurück in den Schrank, den Kongress-Bericht zurück in den Ordner. Die Zeitung faltete er zusammen und steckte sie in seine Aktentasche. Das Fax aus Hamburg kopierte er schnell, bevor Whittaker die Tür öffnete, und steckte die Kopie dazu.

»Morgen, Constable«, sagte Whittaker. Er hängte seinen Mantel auf und setzte sich. »Sauberer Stapel heute?«

»Sauberer Stapel, Sergeant«, sagte Walker.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und öffnete den ersten Eingangskorb des Tages.

Phillipe Duchamp, Maritime Logistics Group, Oostende. Moskau, April 2000.

Walker schrieb den Namen auf einen Notizzettel, faltete ihn einmal und steckte ihn in seine Brieftasche, hinter den Führerschein. Dann fing er an zu arbeiten.

---

# DIE SERIE: DIE SCHATTEN-PROTOKOLLE

**Band 1: »Helgoland Connection«**

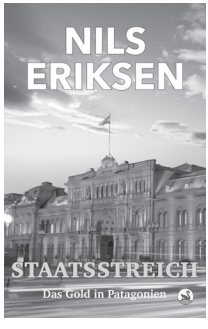



Der erste Band der Reihe: Vor den Färöern findet ein Fischer in seinen Reusen Tiere, die dort nicht hingehören. Der Hamburger Journalist Erik Wiedner erhält brisante Dokumente aus dem niederländischen Umweltministerium. Und in Hull nimmt ein britischer Ermittler eine Spur auf, die zu einem belgischen Offshore-Unternehmer führt – und zu einem Politiker in Schleswig-Holstein, dessen Karriere auf Korruption gebaut ist. Drei Spuren und ein Netzwerk die auf einer Insel zusammenlaufen.

*Im Buchhandel als Print-Ausgabe oder als E-Book.*

---

**Band 2: »Staatsstreich: Das Gold in Patagonien«**

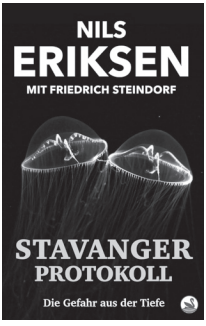



Der zweite Band der Reihe: In Norwegen unterstützt ein Unternehmer die Pläne für einen Staatsstreich in Südamerika. Eriks Onkel erfährt in Buenos Aires von einem Goldschatz aus dem Zweiten Weltkrieg. Er wendet sich an seinen Neffen mit der Bitte um Hilfe. Sofort bricht Erik mit Amelia nach Südamerika auf, um Richard bei dem geplanten Staatsstreich beizustehen.

*Im Buchhandel als Print-Ausgabe oder als E-Book.*

---

**Band 3: »Stavanger Protokoll: Die Gefahr aus der Tiefe«**

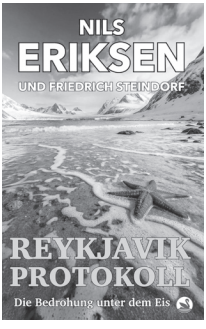



Als Amelia Wiedner in den kanadischen Rockies auf anomale Messwerte stößt, führt die Spur zu einem norwegischen Energiekonzern. Was als Durchbruch gegen den Klimawandel gefeiert wird, entpuppt sich als tödliche Falle. Gemeinsam mit ihrem Mann Erik reist sie nach Stavanger – und entdeckt einen Vertuschungsskandal, der Europa bedroht. Und im Schatten agiert ein alter Widersacher: Detlev Klüver.

*Im Buchhandel als Print-Ausgabe erhältlich oder als E-Book.*

---

**Band 4: »Reykjavik Protokoll: Die Bedrohung unter dem Eis«**




Ein biologischer Organismus greift Metall an. Frachter rosten über Nacht. Biologin Amelia Wiedner soll in Brüssel erklären, was auf den Meeren geschieht. Doch während sie nach Antworten sucht, folgt Erik den Finanzströmen – bis nach Grönland. Dort, in einer Lithium-Mine im ewigen Eis, erkennt Amelia das Muster: Der Organismus ist überall. Und jemand versucht verzweifelt, ihn zu vernichten.

*Die direkte Fortsetzung von »Stavanger Protokoll«. Im Buchhandel als Print-Ausgabe oder als E-Book.*

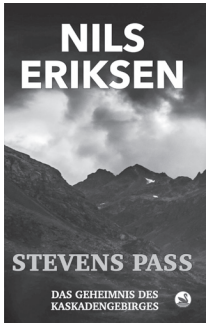
---

**Die Serie »Die Corbyn-Jagd«**

Die Geschichte von Amelia und Erik in Nordamerika zeigen diese beiden Bände, die zeitlich zwischen »Den Haag Protokoll« und »Staatsstreich« spielen.

»**Stevens Pass: Das Geheimnis im Kaskadengebirge**«

Die Corbyn-Jagd Band 1

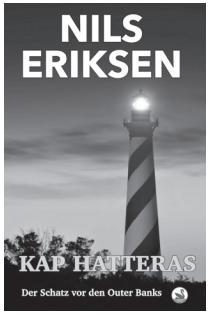



Erik und Amelia starten in ihr gemeinsames Leben im kanadischen Edmonton. Auf einer Reise durch British Columbia geraten sie unvermittelt ins Visier des organisierten Verbrechens. Was als Urlaub begann, wird zu einem gefährlichen Wettlauf gegen skrupellose Gegner mit Verbindungen bis in die hohen politischen Kreise.

*Als gedruckte Ausgabe und als E-Book im Buchhandel.*

**»Kap Hatteras: Der Schatz vor den Outer Banks«**

Die Corbyn-Jagd Band 2




Die Jagd ist noch nicht vorbei: Amelia wird auf einer Konferenz in Detroit entführt. Für Erik beginnt die verzweifelte Suche nach seiner Verlobten. Der Entführer ist der skrupellose Mafioso Orson Corbyn. In New York erhält Erik Hilfe von dem Reporter Billy und Amelias Bruder Robin. Sie finden heraus, dass Corbyn einem Schiffswrack in North Carolina auf der Spur ist.

*Im Buchhandel als Print-Ausgabe oder E-Book und als Hörbuch.*

---

*Verpassen Sie keine Neuerscheinung mehr. Weitere Informationen und einen Newsletter gibt es auf www.nils-eriksen.de*